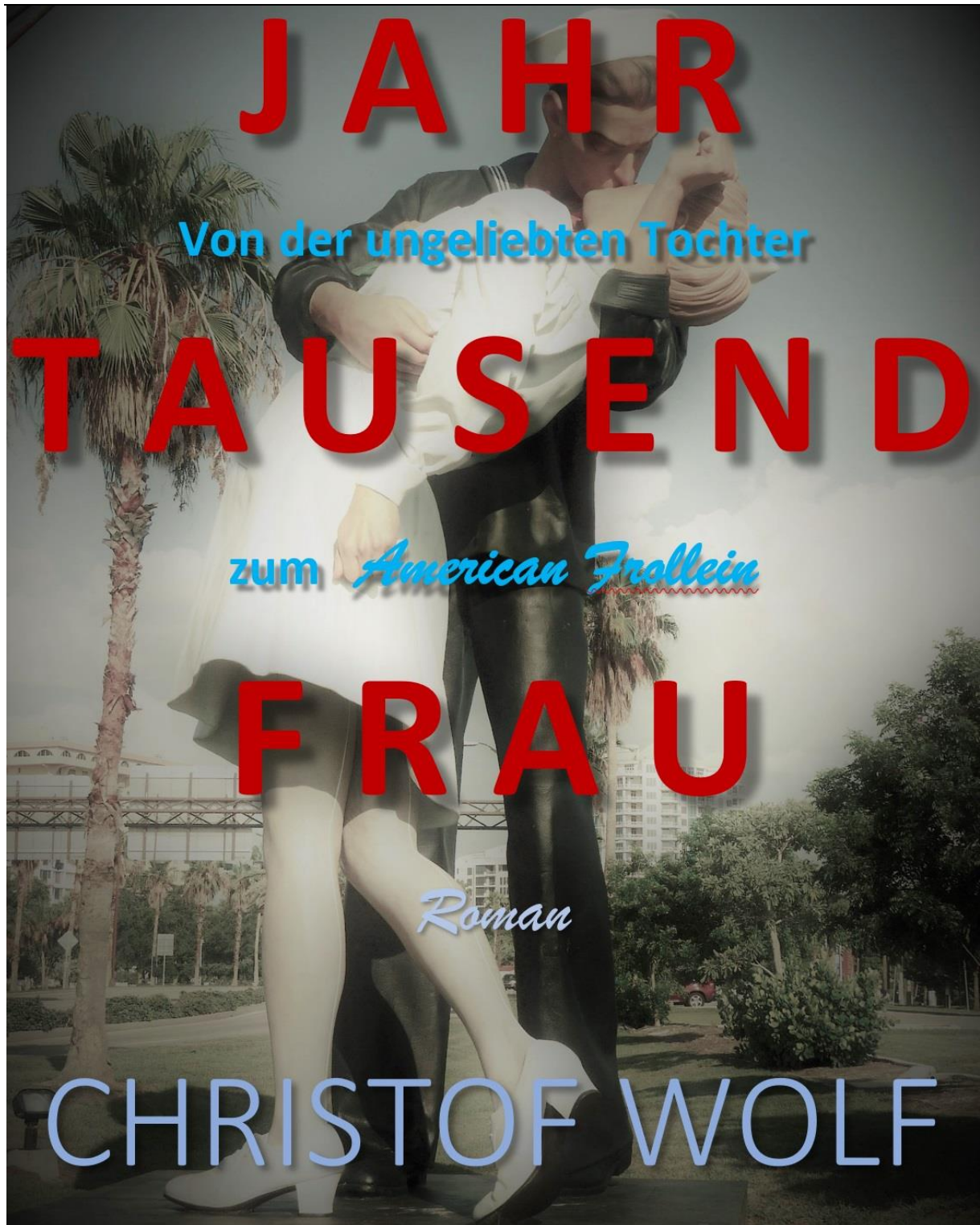


Leseprobe



CHRISTOF WOLF

**Arbeitstitel:**

**Die Jahrtausendfrau**

Roman

Copyright © 2021 by Christof Wolf, Hachenburg

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere  
das des öffentlichen Vortrags sowie  
der fotomechanischen und elektronischen Wiedergabe,  
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form  
ohne schriftliche Zustimmung des Autors  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer  
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

**Die Handlung ist von wahren Begebenheiten inspiriert, doch sind die handelnden Personen frei erfunden. Ähnlichkeiten mit Menschen, die leben oder lebten, sind somit rein zufällig.**

Cover / Foto Außenumschlag: Christof Wolf

Druck:

Printed in Germany

Erste Auflage 2021

ISBN

**Inspiziert von einer  
wahren Geschichte**

## PROLOG

### Im Jahr 2011

**B**en Michels linste durch den Schlitz des weinroten Samtvorhangs der Bühne. Bis dato ahnte der Autor nicht, wie sehr dieser Abend sein Leben verändern würde. Der schmucke Saal in der Seniorenresidenz, in dem ansonsten regelmäßig Spielnachmittage stattfanden oder an Feiertagen der Kirchenchor auftrat, füllte sich nach und nach. In der ersten Reihe saßen die Rollstuhlfahrer. An der Seite standen, wie auf dem gefüllten Kinoparkplatz in der Bahnhofstraße, die Rollatoren derer, die zu Fuß relativ problemlos unterwegs waren. Aus den Würfellausprechern an der Decke erklangen gregorianische Choräle. Ben ließ die Mönchsmusik zu Beginn laufen. So stimmte er die Zuhörerschaft auf die Geschichte ein, die er zu erzählen beabsichtigte und die eng mit der mystischen Gründungslegende einer nahegelegenen Abtei verwoben war. Was die Anwesenden nicht sehen konnten, Ben stand mittelalterlich gewandt hinter dem Vorhang. Für seine Lesungen schlüpfte er gerne in die Rolle des Hauptprotagonisten: Heinrich II. von Sayn, seinerseits Erbauer der Hagenburg und Gründer des Städtchens Hachenburg

Wie vereinbart wurde das Licht im Saal gedimmt, und ein Spot leuchtete die Bühne aus. Das muntere Stimmengewirr der Leute erstarb.

»Seid begrüßt, edles Volk von Hachenburg!« Mit salbungsvollen Worten und verschwörerischem Unterton schob Ben den Samt zur Seite und trat hinaus ins Rampenlicht. Die Menschen begrüßten ihn, je nach körperlichem Vermögen, mit einem für den Ort eher frischen Applaus. Gespannt lauschten sie der abenteuerlichen Erzählung des Ritters Heinrich, der sich dem eigenen Bekunden nach auf Geheiß Barbarossas einst an der Befreiung Jerusalems beteiligte. Über die Bühne stolzierend, berichtete er, wie es ihm gelungen war, sich aus den Fängen des Sultans Saladin zu befreien. Von der geheimnisvollen Reliquie, die er mitbrachte, weswegen drei üble Reiter, die im Auftrag des Vatikans agierten, ihn bis in den Westerwald verfolgten. Bis auf das übliche Hüsteln und Quietschen der Rollstuhlräder auf dem Parkettboden blieb es im Raum mucksmäuschenstill. Ben sah, ihm schien es zu gelingen, die zum Teil zitterige Zuhörerschaft auf eine literarische Reise ins dunkle Mittelalter mitzunehmen. Erst kurz vor dem Ende der Lesung fiel ihm auf, dass die Augen eines Mannes, der in der letzten Reihe saß, ihn fixierten. Aber als Ritter Heinrich ließ sich nicht aus der Ruhe bringen und beendete die Vorstellung unter nahezu frenetischem Applaus. Ben verbeugte und bedankte sich. Er war zufrieden und wusste, er hatte den Leuten eine willkommene Abwechslung zum oftmals tristen Alltag geboten. Wie zuvor versprochen, signierte er im

Anschluss lächelnd seine Werke. Nachdem sich die Schlange vor dem Büchertisch, auf dem er auch die anderen drei Romane anbot, auflöste und begann er damit, die Requisiten zusammenzupacken. In einer ersten Maßnahme schlüpfte er aus dem massiven Kettenhemd. Während er das Werbebanner mit dem überdimensionalen Civitas-Buchcover einrollte, sprach ihn eine kratzige Männerstimme von hinten an.

»Guten Abend, Herr Michels.« Ben drehte sich um, und er stand einer Person mit Rollator gegenüber. Mit über einem Meter fünfundachtzig überragte diese Ben um gut fünf Zentimeter. Die verbliebenen Haare sprossen wie Unkraut aus der altersbefleckten Kopfhaut und leuchteten in einem kupferfarbenen Ton. Ben musste, wenngleich es sich hier um einen älteren Herrn handelte, unwillkürlich an die Figur des quirligen Pumuckls denken.

»Hat Ihnen meine Lesung gefallen?«

»Und wie«, gab der Mann mit selbstbewusster Stimme zurück, in der, wie Ben feststellte, Begeisterung mitschwang. Am kecken Blick des rüstigen Herrn erkannte Ben sogleich die Augen, die ihn vorhin aus der letzten Reihe des Saales angestiert hatten. Trotz des Rollators, an dem er sich mit leicht zittrigen Händen festhielt, wirkte seine Statur kraftvoll.

»Das freut mich«, entgegnete Ben lächelnd und legte das Werbebanner in den Karton, den er zuvor unter dem Tisch hervorgezogen hatte.

»Ich heiße Kurt Holzbach. Entschuldigen Sie, dass ich Sie so überfalle. Aber ich habe hier etwas, das Sie sich unbedingt anschauen müssen.« Sein rechter Zeigefinger wies, ohne den Griff der Gehhilfe zu verlassen, in den Metallkorb, der zwischen den beiden Bügeln hing. Darin lag ein in ein bedrucktes Tuch eingewickelt Päckchen. Ben erkannte das Motiv: Die US-amerikanischen Flagge. *Stars and Stripes*. »Ich wäre Ihnen verbunden, wenn Sie sich kurz Zeit nähmen und das Schreiben hier durchlesen könnten«, ergänzte Kurt Holzbach mit nervöser Stimmfarbe. Behäbig langte er an seine hintere Hosentasche und zog einen mit glänzenden Sternenbannerstickern und bunten Wertmarken beklebten Briefumschlag hervor. Ben nahm das Kuvert entgegen und registrierte den Rücksendevermerk. *Zurück an den Absender*. Die Adresse schien einst von amtlicher Seite durchgestrichen worden zu sein. Automatisch drehte er die Briefhülle. Auf der Rückseite fiel ihm ein hellblauer Stempelabdruck ins Auge: *In God we trust!* Darunter heftete ein goldumrandeter Aufkleber mit den Angaben zur Absenderin.

»Der Brief stammt von meiner Schwester Erika Walker. Erika aus Amerika« Kurt grinste ob des simplen Reims, und Ben sah, dem ansonsten gepflegt wirkenden Mann fehlte oben links ein Eckzahn. »Wie ich von der Pflegerin Christa hörte, fliegen Sie am kommenden Sonntag in die Staaten. Stimmt das?«

Ben nickte. »Ja, meine Freundin Steffi und ich, wir reisen nach Washington D.C. Wir wollen uns drei Tage die Stadt anschauen und dann nach Florida fliegen.«

»Na, da bin ich ja froh, dass wir uns heute noch begegnen. Schauen Sie sich doch bitte diesen Brief an, den mir meine Schwester bereits im Jahr 2000 schicken wollte. Leider ging der Umschlag ungeöffnet nach Amerika zurück, da die Post meine Frankfurter Adresse nicht ausfindig machen konnte. Sie müssen wissen, ich habe vor ein paar Jahren einen Schlaganfall erlitten. Bin gestürzt und habe mir dabei den Zahn ausgehauen.« Kurt bleckte die verbliebenen Zähne und lachte. »Nachdem sie mich wieder einigermaßen hinbekommen haben, verlegten sie mich in ein Reha-Zentrum. Hierüber wurde meine Schwester informiert und so konnte sie mir das Schreiben erneut schicken. Um mich ein wenig zu beschäftigen, legte sie ihre Aufzeichnungen bei. Damit mich die Langeweile nicht überkommt. Ja ja, so ist mein Schwesterlein.«

»Oh, das mit dem Schlaganfall tut mir leid, Herr Holzbach«, entgegnete Ben bedauernd.

»Wollen wir das mit dem *Herr Holzbach* nicht lassen? Ich bin der Kurt. Außerdem traf mich der Schlag gerade rechtzeitig. Wer weiß, wo ich sonst gelandet wäre!« Ben kräuselte die Stirn. Er konnte nicht nachvollziehen, wie ein Schlaganfall zur rechten Zeit kommen könne. »Du musst wissen«, setzte Kurt duzend fort, »ich hatte ein bewegtes Leben.« Kurt sah sich verschwörerisch im Saal um. Bis auf ein paar Pfleger, die sich in einer Ecke lautstark über die Reform der Pflegeversicherung unterhielten, war niemand mehr im Raum. »Vor Jahrzehnten verschlug es mich ins Frankfurter Milieu.«

»Ins Milieu?«

»Ja, du weißt schon, Rotlicht und so ... Bin viele Jahre als Türsteher vor einem ... Etablissements gestanden. Glaube mir, so schlecht, wie sich die Leute den Job vorstellen, ist der gar nicht. Vor allem hat uns der Ritzen-Rudi anständig bezahlt. Selbst seine Mädels behandelte er fair. Gut, bis zu dem Tag, an dem andere das Ruder im Kiez übernahmen. Auf einmal wollten noch mehr mitverdienen ... Ich sage nur Schutzgelderpressung. Das kennst du gewiss vom Fernsehen. Jetzt schweife ich ab. Denn es geht hier nicht um mich, sondern um Erika. Schau dir bitte den Brief an. Anschließend möchte ich von dir wissen, was du davon hältst?« Kurt hielt dem Autor das Schreiben seiner Schwester hin.

Ben reagierte nicht gleich. In Gedanken war er bei dem, was Kurt ihm eben erzählte. Die Geschichte inspirierte ihn. *Wäre das nicht der Stoff für meinen nächsten Roman: ›Der blutige Eckzahn flog wie ein aus der Bahn geratener Satellit durch die Luft. Kurt, der rothaarige, vor allem hünenhafte Türsteher der Striptease Bar Ritze hatte die Faust von Igor, dem russischen Zuhälter, nicht kommen sehen. Wie ein gefälltter Baum ging er zu Boden. Blut lief ihm aus*

*dem Winkel der aufgeplatzten Oberlippe. Mühsam versuchte er Halt zu finden. Als es ihm gelang aufzustehen, blickte er unvermittelt in den dunklen Lauf einer Magnum. Kurt wurde bewusst, dass genauso rabenschwarz wie das Loch in das er sah, es in dieser Nacht um seine Zukunft stand. Just in dem Moment, in dem er dachte, sein Leben sei gleich vorbei ...*

»Hier, nimm«, sagte Kurt energisch und stupste ihn mit dem Schrieb an. Ben fand aus seiner Fantasiewelt ins Hier und Jetzt zurück.

»Mein lieber Kurt ...« Der Zettel trug eine feine und akkurate Handschrift. Auf der linken, oberen Blatthälfte klebte ein Foto. Es zeigte mehrere Reihen weißer Grabsteine. Der Anrede folgten ein paar persönliche Zeilen der Begrüßung. »Du, auf dem Bild siehst du den Arlington-Nationalfriedhof bei Washington D.C ...« Kurts Schwester berichtete, dass ihr Mann dort begraben läge. Bill sei einst Soldat der US-Air Force gewesen. Da sie heute an der Westküste der Staaten lebe, könne sie das Grab nicht regelmäßig aufsuchen. Somit formulierte sie den Wunsch: »Kurt, solltest du je davon erfahren, dass es jemanden aus der Verwandtschaft in unsere US-Hauptstadt verschlägt, bitte die Person darum, sie möge auf den Heldenfriedhof gehen. Sie soll an Bills letzter Ruhestätte nach dem Rechten zu schauen.« Jetzt erkannte Ben Kurts Intention und meinte: »Vor vielen Jahren war ich bereits schon einmal auf dem gigantischen Areal. Ist ein mulmiges Gefühl, wenn man realisiert, dass unter jedem der tausendfach vorhandenen Steine ein Menschenschicksal ruht. Vor allem kommen täglich arme Seelen hinzu. Ich wollte mit Steffi ohnehin zum Grab der Kennedys gehen. Kurt, gerne kann ich dem Wunsch deiner Schwester nachkommen.« Die Augen des alten Herrn bekamen einen feuchten Glanz.

»Danke, Ben«, sagte er ergriffen und langte in den Korb des Rollators. »Damit du weißt, wem du die Herzensangelegenheit erfüllst, vertraue ich dir Erikas Unterlagen an. Es handelt sich um ihre Lebensaufzeichnungen. Glaube mir, sie blickt auf ein bewegtes Leben zurück. Lies das Skript und du wirst erkennen, was für eine faszinierende und zugleich dramatische Geschichte sie zu erzählen hat. Im nächsten Jahr, genauer am 1. Mai, wird sie achtundachtzig.« Ben nahm das Bündel von Kurt entgegen und sie verabschiedeten sich voneinander. Ben versprach, dass er Kurt nach der Rückkehr aus den Vereinigten Staaten erneut besuchen käme.

Zu Hause angekommen goss er sich ein Glas Rotwein ein und ließ sich zum Ausklang des Abends auf die Couch nieder. Steffi war längst zu Bett gegangen. Ihr Unterricht startete morgens zeitig. Aber übermorgen würden die Sommerferien beginnen. Beide freuten sich schon wie die Schneekönige auf die Zeit und konnten es kaum erwarten, endlich den Flieger gen Amerika zu besteigen. *Steffi wird Augen machen, wenn ich ihr von dem Grab und dieser*

*Erika erzähle*, dachte Ben. Vorsichtig öffnete er das Bündel, wickelte das Skript aus dem rotweißblauen Stoff und begann zu lesen.

»Mein Name ist Erika Walker, und das ist die Geschichte meines Lebens ... « Schon mit den ersten Zeilen gelang es der Verfasserin, Ben in ihren Bann zu ziehen. »... Die Story beginnt rund vier Jahre vor meiner Geburt. Es ist die Zeit um 1917. Der Erste Weltkrieg wütet in Europa wie ein menschenfressendes Tier. Seit Jahren befindet sich mein Vater Conrad in Frankreich und versieht an der Westfront, im Schützengraben liegend, seinen Dienst für Kaiser und Vaterland ... «



# KAPITEL 1

1917 – 1922

Erna und Conrad

# I. Frankreich 1917: Westfront

## 1

Die Rauchschwaden verzogen sich allmählich. Das Grollen der Waffen verstummte indes abrupt. Nach unzähligen Tagen mit künstlichem Donner herrschte mit einem Mal Stille. Totenstille. Nirgends schien der Begriff besser zu passen. Alle sahen einander an. Keiner wollte es glauben. Das Wunder, von dem sie in den Stunden zuvor träumten, konnte es tatsächlich wahrwerden? Ihre Hoffnung, die Welt könne am heutigen Tag innehalten, schien sie berechtigt? *Steckte im Froschfresser etwa doch ein menschenähnliches Wesen?* Trichterten sie ihnen nicht immer ein, es handele sich bei den Franzosen um die Söhne des Leibhaftigen?

»Der Franzmann verbreitet sich wie ein Flächenbrand«, betonte der Stabsunteroffizier Hegelein bei nahezu jeder Gelegenheit. »Der Teufel legt sich zu den Frauen der Froschfresser und zeugt unendlich viel Nachschub für die Front. Satansweiber gebären Satansbraten. Wir müssen die Brut auslöschen, bevor sie über die Grenze schwappt. Sonst machen sie sich erst über unsere Weiber her und anschließend uns zu ihren Untertanen. Ihr dreckiges Blut mischt sich mit dem unserer Frauen ...« Hegelein konnte sich herrlich in Rage reden, wenn er die Männer im Schützengraben antreten ließ. Wortgewaltig schwor er sie auf den bevorstehenden Angriff ein, auch wenn er wissen musste, der Stellungskrieg war längst verloren. Aber irgendwie gelang es diesem Hegelein, die Soldaten mit den kruden Parolen zu überzeugen. Obgleich sie alle in den letzten drei Jahren auf grausame Weise ihre eigenen alptraumhaften Erfahrungen machen mussten. Mittlerweile war der Graben ihr Zuhause geworden. Weit weg von der Heimat. Weg vom Rockzipfel der Mutter. Fern vom Acker des Vaters. Die Erinnerung daran, wie es einst war, mit den Eltern und Geschwistern an einem Tisch zu sitzen und über Alltäglichkeiten zu reden, verblasste zunehmend. Die grausamen, nahezu surrealen Szenen, die sie täglich zu sehen bekamen, verdrängten das wohlige Gefühl der guten alten Zeit. Wer von ihren Freunden, mit denen sie einst durch die Gassen des Heimatortes zogen, würde überhaupt noch leben? Die Mädchen, mit denen sie auf den Volksfesten das Tanzbein schlangen, würden sie auf die glorreichen Heimkehrer warten? Was aber bliebe von der Glorie, wenn sie den Krieg verlören?

Alles lag in so weiter Ferne. Alles, die Heimat, genauso wie das ehemalige Leben. Alles nur verblassende Erinnerungen. Alles schien so entfernt wie der Mond, der die Nacht ankündigte. Gemächlich schob sich der Erdtrabant in den silbrigblauen Abendhimmel,

während die Sonne am westlichen Horizont mit rötlichem Glanz in der Marne versank. Der Tag ging und mit ihm schienen weitere Erinnerungen zu verschwinden. Es wurde still.

Überraschend war eine klare Stimme zu vernehmen. Sie sang ein Lied. Es waren Verse, die ihnen allen, so hart gesotten und abgeklärt sie sich auch vorkamen, eine dicke Gänsehaut bescherte. »Stille Nacht. Heilige Nacht. Alles schläft. Einsam wacht ...« Es war Heilig Abend. Alle wussten es. *Auch der Franzmann?* Vielen – wohlgemerkt auf beiden Seiten der Front – war es nicht mehr vergönnt gewesen, den Abend zu erleben.

Siegessicher waren sie heute einige Stellungen nach vorne gestürmt, um sich kurz darauf, unter dem Hagel von Granaten, wieder in die ursprüngliche zurückzuziehen. Ohne nur einen Meter gewonnen zu haben, bezahlten viele Kameraden den Versuch mit ihrem Leben. Morgen würden deren müden, von Angst und Entbehrung durchfurchten Gesichter bei der Essensausgabe an der Fissler-Gulaschkanone fehlen.

Die todbringende Kakophonie des Krieges bot den ganzen Tag ein grausames Konzert. Wie Instrumente in einem Orchestergraben, so sorgten ihre Waffen für einen permanenten Wechsel zwischen paukenschlagartigen Explosionen und stakkatogleichen Maschinengewehrsalven. Mit knappen Befehlen dirigierten die Offiziere Mann gegen Mann. Bajonette fuhren in die Leiber der Feinde. Im Gegenzug wurden die eigenen Kameraden von den Klingen der gegnerischen Truppen aufgeschlitzt. Tag ein. Tag aus. Drei elend lange Jahre. Die grausamen Bilder hatten sich längst in die Seelen der Überlebenden eingebrannt. Wut. Angst. Trauer. Schrecken. Trost. Euphorie. Angriffslust. Hölle. Das wahre Grauen und die Sinnlosigkeit des Krieges hinterfragte niemand mehr. Sie hatten zu funktionieren. Und sie funktionierten, denn die Alternative hieß sterben. »Die Hoffnung stirbt zuletzt«, sagten sie sich immer wieder. »Wir müssen sie am Leben halten.«

Ein jeder von ihnen hatte große Schuld auf sich geladen, denn sie hatten getötet. Wie sollten sie je mit dieser schweren Last zurechtkommen? Wurde ihnen im Konfirmandenunterricht nicht beigebracht: »Du sollst nicht töten!« Moses erhielt von Gott Zehn Gebote. Niemand hatte im Religionsunterricht davon gesprochen, dass da ein Kleingedrucktes gab, wonach der Mensch Gottes Regeln außer Kraft setzen durfte, sofern es nötig war. Durfte er das wirklich? Keiner von ihnen würde sich rausreden können. An jedem ihrer Bajonette klebte Blut. Mit jedem abgegebenen Schuss klebte Blut an ihren Fingern. Fakt war, sie töteten seit Jahr und Tag. Gut, es waren nur Franzmänner gewesen, die sie umbrachten. Oder galten die göttlichen Verfügungen etwa auch für diese? »Du sollst nicht töten!« Stabsunteroffizier Hegelein war sich ganz sicher, irgendwo existierte ein Passus, wonach das uralte Diktum nicht für das Töten von Froschfressern galt. Es waren Leute wie Hegelein, die

ihnen solche Gedanken in die Köpfe pflanzten. Wobei die Vorgesetzten offenließen, ob es die jungen Soldaten, sofern es sie bei der Ausübung ihres Höllenjobs selbst erwischte, sogleich in Dieselbige verschlüge.

»Was soll's. Ihr wechselt lediglich von einer Hölle in die nächste!« Hegelein brachte es gemeinhin auf den Punkt, und er klammerte damit alle moralischen Zweifel aus.

Nun aber erstarb jegliches Geräusch. Stille Nacht.

Conrad lag bäuchlings mit geducktem Haupt in Gefechtsstellung. Eine selbstgedrehte Zigarette steckte hinter dem Ohr. Der Geruch des feuchten Bodens umschmeichelte die Nase wie der Duft einer reizenden Frau. Mittlerweile kam er ihm so vertraut vor wie seinerzeit das erdige Aroma von frisch gepflügten Schollen auf dem heimischen Acker. Der Karabiner lag schussbereit in der Hand, das Bajonett war aufgepflanzt. Getrocknetes Blut zierte die Klinge – Franzmann Blut. Teufelsblut. Blut von Soldaten, die ihm am Leder flicken wollten. Männer die ihn, wäre er ihnen nicht zugekommen, ebenso umgebracht hätten. Conrad verbat sich jeglichen Gedanken zu dem, was er tat. Er tötete, wie es ihm befohlen wurde. Basta. Und solange es sich lediglich um Franzosen handelte, waren es keine echten Menschen, die er umbrachte. So gab es in seinen Augen auch kaum Grund dafür, sein Gewissen mit irgendwelchen Schuldgefühlen zu belasten.

»Fressen oder gefressen werden«, das hatte Hegelein ihnen eingetrichtert. »Hier, auf dem Feld der Ehre, gilt das Gesetz der Natur: Nur der Stärkere überlebt! Seht zu, dass ihr nicht die Rolle des Schwachen einnehmt. Killt den Froschfresser. Nur ein toter Franzmann ist ein guter Franzmann!« Dass sich hinter jedem gefallenem Franzosen ein Mensch verbarg, somit ein Vater, Sohn, Bruder oder Ehemann, versuchte der Stabsunteroffizier bei seinen Leuten bewusst auszublenden.

Es breitete sich eine seltsame Stimmung aus. Unbeabsichtigt ließ Conrad sich von ihr gefangen nehmen. Die sanfte Stimme des Kameraden berührte ihn. »Nur das traute, hochheilige Paar. Hold der Knabe im lockigen Haar ...« Als weitere Soldaten mit einstimmten, suchte sich eine Träne den Weg über Conrads schmutzige Wange und verewigte sich in Form eines weißen Strichs in seinem Gesicht. Tag täglich mimte er Entschlossenheit und Stolz, jetzt aber wollte er sich der aufkeimenden Angst und Trauer hingeben. Die Erinnerungen, die ihn unerwartet heimsuchten, waren, so sehr sie auch schmerzten, wunderschön. Vor seinem geistigen Auge sah er einen Jungen, der aufgereggt die Adventszeit genoss; der Knabe war er.

Conrad liebte den Advent. Für ihn war er zu einer Art Jahreszeit geworden. Frühling, Sommer, Herbst und Advent. Vier Wochen vor Weihnachten schien alles anders zu sein. Auf dem Hof schalteten alle einen Schritt zurück. Die Wintergerste war als letzte Ernte des Jahres eingefahren worden. Die Kartoffeln und Zuckerrüben, die sie mit der neuen Handmaschine zu Futterschnitzen verarbeitet hatten, lagen im Kühlkeller. Vor allem aber weilte sein Vater, Josef Holzbach, für mehrere Wochen am Stück auf dem Hof in Arfelden. Ansonsten pflegte der über die Grenzen des Westerwaldes angesehene und wohlhabende Viehhändler die meiste Zeit im Jahr unterwegs zu sein. Erst seitdem seine Frau Amalia vor wenigen Jahren mit Nachdruck darauf bestand, zwang sich ihr rastloser Gatte, wenigstens in der Zeit vor und nach Weihnachten zu Hause zu bleiben. Mit seinen drei Söhnen begab er sich stets daran Liegegebliebenes aufzuarbeiten. Als erste Maßnahme ließ er sie den Viehwagen auf Vordermann bringen. Während Conrad, der Jüngste, den Innenraum reinige musste, versahen die älteren Zwillinge die Sprossen samt Deichseln mit einem frischen Farbanstrich und die Achsen mit Schmiere. Gemeinsam kümmerten sie sich um die Äxte, Spaltkeile und Sägen, die im Herbst beim Holzmachen im Wald gelitten hatten, und geschärft werden mussten. Conrad liebte es, den silbrigen und Funken speienden Schleifstein mit einem rhythmischen Fußtreten in Bewegung zu halten. Linda, seine Schwester und das jüngste Kind auf dem Hof, freute sich dabei immer über *die wunderbaren Sternschnuppen*, die ihr Bruder zu Boden regnen lassen konnte. Vor dem Abendessen versammelten sie sich in der warmen Stube und flickten das übers Jahr stark beanspruchte Sattel- und Zaumzeug. Das gemeinsame Abendbrot selbst avancierte zu Conrads persönlichem Höhepunkt des Tages. Er liebte es, mit seinen Eltern, den Zwillingenbrüdern Alfred und Robert sowie dem Nesthäkchen Linda an dem mächtigen Eichentisch in der Küche zu sitzen, während ein Feuer im gusseisernen Ofen prasselte und eine herrliche Gemütlichkeit erzeugte. Meist dampfte frischer Pfefferminztee in einem Kessel auf dem Herd. Daneben brutzelten in der mächtigen Gusspfanne dicke Scheiben Schweinebauch und knusprig gebratener Speck. Um die frühe Dunkelheit draußen zu halten, stellten Amalia und Linda Honigkerzen auf den Tisch und die Fensterbänke. So saßen sie meist bis in die Nacht beieinander und erzählten einander Geschichten. Während die Kinder von waghalsigen Abenteuern im Wald und am reißenden Nisterbach fantasierten, schwelgten die Erwachsenen in eigenen Jugenderinnerungen. Und bevor sie zu Bett gingen, wurde es beinahe zum Ritual, dass Josef seine Erzählungen mit einer Weisheit beendete, die er wahrscheinlich selbst regelmäßig von seinem Vater zu hören bekam: »Ihr müsst eure Wurzeln

kennen.« Mit theatralischem Unterton und bedeutungsvolle Miene setzte er dann fort: »Nur wenn ihr eure Wurzeln pflegt, könnt ihr selbst zu mächtigen und gesunden Bäumen heranwachsen und allen Widrigkeiten des Lebens trotzen!«

\*\*\*

Conrad wurde warm ums Herz, als er an die heimischen Szenen denken musste. Und tatsächlich kam es ihm vor, obgleich er Hunderte von Kilometern fern der Heimat an der Front kämpfte, dass er den Geruch des Dippekuchens riechen konnte. Er sah in Gedanken, wie seine Mutter und Linda am Morgen des Heiligen Abends Kartoffeln und Zwiebeln rieben und beides mit Eiern zu einer Masse verrührten. Anschließend füllten sie den sämigen Teig in einen gusseisernen Bräter. Zur Feier des Tages und für den Geschmack schnitt sie Mettwürste hinein und verteilte Schweinegrieben auf der Oberfläche, damit dort eine ordentliche Kruste entstehen sollte. Erst kurz bevor sie sich auf den Weg zur Christkirche in Hachenburg aufmachten, schob Josef die Form in den am späten Nachmittag mit Reisig und Holz befeuerten Backofen.

*Heiligabend*, dachte Conrad und atmete tief ein.

\*\*\*

Sie besuchten den Christnacht-Gottesdienst in der evangelischen Katharinenkirche im Nachbarort Hachenburg, die an diesem Abend immer ganz besonders herausgeputzt wurde. Im Altarraum stand ein gigantisch anmutender Weihnachtsbaum, der jedoch mit Conrads zunehmendem Alter, stetig kleiner zu werden schien. Mehrere Dutzend Wachskerzen tauchten mit flackerndem Schein das Kirchenschiff in ein seltsam romantisches Licht, das es so das ganze Jahr über nie zu sehen gab.

Vom mühsamen Weg durch den Wald durchgefroren, nahm die Familie Holzbach immer auf der Empore Platz. Zum einen, weil sie von dort den besten Blick auf die Kanzel hatten. Und zum anderen, weil die Wärme aus dem holzbefeuerten Kanonenofen nach oben stieg und die gefrorenen Gliedmaßen alsbald zum Auftauen brachten. Eine wohlige Gänsehaut lief ihnen über den Rücken. Während Josef gespannt der Predigt des Pfarrers lauschte, konnte es passieren, dass seine Frau die Zeit für ein kleines Nickerchen nutzte, worüber sich die Kinder - ohne dabei die Andacht des Vaters zu stören - gerne lustig machten. Spätestens dann, wenn die Gemeinde ein *Stille Nacht. Heilige Nacht* anstimmte, waren alle wieder voll und ganz bei der Sache. Denn beinahe traditionell wünschte Josef Holzbach, noch während der letzte Ton einer Orgelpfeife im Gotteshaus nachhallte, seinen Liebsten förmlich »Frohe Weihnachten«. Anschließend traten sie gemeinsam auf den mit Fachwerkhäusern gesäumten Alten Markt hinaus. Alle Gottesdienstbesucher, auch die der katholischen Kirche, die schräg gegenüberlag, versammelten sich auf dem rechteckigen Platz und tauschten einander Weihnachtsgrüße aus.

Dann begaben sich die Holzbachs zügig auf den Nachhauseweg, schließlich erwartete sie im Backofen ein knusprig gebackener Dippekuchen. Für die Kinder war - mit Ausnahme der Bescherung - der Heimweg stets der spannendste Teil des Abends. Der Pfad schlängelte sich durch den stockdusteren Wald hinab ins Dorf Arfelden und Alfred und Robert liefen meist vor. Sie versteckten sich hinter dicken Baumstämmen und liebten es ihre jüngeren Geschwister zu erschrecken.

### 3

Conrad rührte sich kaum in seiner Gefechtsstellung. Unauffällig schaute er nach rechts und links. Weitere Tränen suchten sich ihren Weg zu seinen Nasenflügeln. Sie kitzelten, doch er traute sich nicht, den Ärmel zu nehmen, um sie wegzuwischen. Niemand sollte sehen, dass er heulte. Verstohlen blickte er nach rechts, wo er Robert sehen konnte.

*Robert und Alfred*, dachte Conrad. Damals war er vor Freude in die Luft gesprungen, als feststand, er dürfe mit seinen Brüdern gemeinsam in den Krieg ziehen. Und umso enttäuscht waren er und Robert gewesen, als Alfred zur Marine abgeordnet wurde. Statt mit ihnen nach Frankreich zu fahren, schickte ihn die kaiserliche Admiralität auf ein Kriegsschiff, das der Flotte von Großadmiral Tirpitz unterstand. Robert und Conrad hingegen entsandte das kaiserliche Heeresamt als Infanteristen auf dem direkten Weg nach Frankreich. »Ab in die erste Reihe«, scherzten sie damals, da sie sich nicht im Ansatz vorstellen konnten, was es hieß, an der Front zu kämpfen.

Robert saß auf einem der Holzbalken, die sie im Graben längsgelegt hatten und auf denen sie sich ausruhen durften, wenn ein anderer die Stellung an der oberen Erdkante übernahm. Conrad sah, wie sich Roberts Lippen bewegten. Er schien das romantischste Weihnachtslied der Welt leise mitzusingen. Mit einem Mal verschwand Conrads Trauer. Er musste grinsen und daran denken, wie die Zwillinge und er im Erntedankgottesdienst voller Inbrunst ihr Lieblingslied schmetterten: »Grober Klotz, wir hobeln dich ...« Ihr Text hatte natürlich mit dem Original »Großer Gott, wir loben dich« wenig gemein.

Conrad war froh, dass sein fünf Jahre älterer Bruder bei ihm im Schützengraben saß. Alleine die Tatsache die Schulter des großen Bruders zum Anlehnen und Ausheulen in der Reichweite zu haben, beruhigte ihn. Während zu Beginn des Einsatzes Roberts graugrüne Uniform nicht selten salzige Flecke aus getrockneten Tränen und weißer Nasenflüssigkeit unter der rechten Gefreiter-Schulterklappe aufwies, vermied er es, seit geraumer Zeit, sich bei ihm auszuheulen. Auch wenn ihn die grausamen Bilder, die sich tagtäglich über die Netzhaut auf Conrads Seele einbrannten, des Nachts einholten. Mittlerweile gelang es ihm ganz gut, die nächtlichen Angstattacken im Zaum zu halten.

Seit drei Jahren befanden sie sich für den Kaiser und das Vaterland im Krieg. Und er musste sich eingestehen, dass nach der unfassbar grausamen Schlacht um Verdun, vor zwei Jahren, alles was danach kam, ihn mental gar nicht mehr so tief zusetzte. Die Grausamkeiten des Krieges zeigten sich ihm von Anfang an schonungslos und in allen Facetten. Was blieb ihm übrig, als sich zu schützen. Die Heeresleitung warf sie dem Feind zum Fraße vor, also musste er lernen, sich zu wehren und selbst zuzubeißen.



»Fressen oder gefressen werden!« Hegelein hatte es erfasst.

Mittlerweile konnte Conrad sehr gut mit der Waffe und vor allem mit dem Bajonett umgehen. Unzählige Franzmänner waren ihm bereits zum Opfer gefallen.

»Auge um Auge. Zahn um Zahn. So steht es in der Bibel«, murmelte er häufig vor sich hin. Während ihn seine schlammigen Stiefel zum feindlichen Schützengraben führten oder er beim Sturmangriff mit seiner Uniformjacke an einem der messerscharfen Stacheldrähte hängenblieb. »Auge um Auge«. Eines Tages erinnerte er sich an die Bibelstelle und erkannte fortan darin die Lösung, die das *Du sollst nicht töten* aufzuheben schien. Ein Auge für Stabsunteroffizier Runkel, der ihn vor drei Jahren zu seinem ersten Einsatz geleitete und bereits wenige Stunden später zum ersten Opfer wurde, das Conrad zu Gesicht bekam. Mit nach außen hängenden, in der Abendsonne silbrig glänzenden Eingeweiden sank der Vorgesetzte neben ihm zusammen. »Zahn um Zahn«. Einen Zahn widmete er dem Unteroffizier, der Runkel am nächsten Tag ersetzte. Schmitt war sein Name. Diesem Schmitt fiel jedoch zwei Tage nach der Übernahme der Truppe eine Granate vor die Füße. Und ehe dieser es sich versah, hatte er sich mit tosendem Knall von dieser Erde verabschiedet. Conrad würde nie den metallartigen Geschmack vergessen, den das Blut von Schmitt auf seiner Unterlippe hinterließ. Zig Unteroffiziere und Stabsunteroffizieren, die sie »Uffz« und »Stuffz« nannten, teilten seitdem Runkels und Schmitts Schicksal.

»Wie macht ein Schwein, wenn es gegen die Wand läuft?« – »Uffz!«

»Und wie macht ein Stachelschwein, das gegen die Wand läuft!« – »Stuffz!«

Mit solchen platten Sprüchen munterten sie sich gegenseitig auf. Und nun, Conrad war sich da sicher, war irgendwann Stuffz Hegelein an der Reihe – obgleich dieser sich gar nicht so dumm anstellte.

Er selbst hingegen fand sich nahezu als unverwundbar. Wie ließe es sich sonst erklären, dass er in drei Jahren Kampfeinsatz noch nicht mal eine Schramme davongetragen hatte. Im Gegenzug waren unendlich viele Kameraden dem Franzmann zum Opfer gefallen. Leider befanden sich darunter auch einige, die ihm während seiner Zeit an der Front richtig ans Herz gewachsen waren. *Auge um Auge. Zahn um Zahn*. Und Conrad versuchte, jeden seiner gefallenen Freunde zu rächen. Damit fiel das Töten wesentlich leichter. Es war ungemein leichter einen Franzosen als Vergeltung für Herbert, Rudi oder Wilhelm abzustechen, als für die Ideale eines Kaisers, der daheim im Vaterland residierte. Außerdem sah er es als seine ureigene Aufgabe an, seine eigene Familie vor einer Invasion der Froschfresser schützen. Vor allem war es seine Pflicht, jeden einzelnen, der mit ihm Arsch an Arsch im Graben stand, vor dem größten Feind – den Tod – bewahren. Einer der Kameraden hieß Erich, ein derber

Ostfrieße. Bereits auf der Fahrt von Montabaur nach Straßburg freundeten sie sich an und wurden tatsächliche vor Ort derselben Einheit zugewiesen. Was immer es auch war, sie empfanden sogleich Sympathie füreinander. Sie wurden ein Herz und eine Seele, obwohl sie unterschiedlicher nicht hätten sein können. Während Conrad blond blauäugig und eher von schmaler, drahtiger Statur war, überragte ihn der dunkelhaarige Erich deutlich um einen Kopf. Seine Oberarme waren so dick wie Conrads Schenkel, während Erichs Beine jeder stattlichen Deutschen Eiche Konkurrenz hätte machen können.

»Der Hüne und sein Kobold«, so wurden sie alsbald von ihren Kameraden genannt. Wobei die Assoziation zum Gnom weniger auf Conrads Größe, als vielmehr auf seine etwas sonderbare Aura abzielte. Seine kühlen, graublauen Augen und der durchdringende Blick ließen einem rasch einen kalten Schauer über den Rücken laufen. Das vordergründig schelmische Aussehen empfand nicht jeder als angenehm. Zudem war Conrad flugs wie ein Wiesel. Seine Laufschnelligkeit und das Vermögen wendig Haken zu schlagen schienen einer der Gründe für seine Unversehrtheit zu sein. Er war von klarem Verstand. In der Regel gelang es ihm, diesen zur Verbesserung der Lebensbedingungen einzusetzen. So schaffte er es vor Weihnachten für seine Einheit, zusätzlichen Proviant zu beantragen oder einen Nachschlag für alle aus den Fissler Töpfen der Gulaschkanone herauszuholen. Im Sommer gelang es ihm, die Verantwortlichen davon zu überzeugen, die Wasserrationen zu erhöhen und dafür zu sorgen, dass die Zustellung der Feldpost beschleunigt wurde. So kämpferisch Conrad sich, wengleich nicht ganz uneigennützig, für das Wohl der Kameraden einsetzte, genauso halt- und gnadenlos konnte er sein, wenn jemand den Versuch unternahm, ihn hinters Licht zu führen.

Erst in der letzten Woche hatte ein Soldat des Nachts den Versuch unternommen, ihm eine Dose Hausmacherwurst zu stibitzen, die seine Mutter ihm und dem Bruder als weihnachtliches Nahrungspaket ins Feld schickte. Was der vermeintliche Dieb nicht sah, war, dass Conrad ihn im Halbdunkel der Baracke bei dem Vorhaben beobachtete und seine rechte Hand bereits den Stil eines Klappspatens umklammerte. Als die Hand des Kameraden an die Dose langte, sprang Conrad ohne Vorwarnung auf. Blitzschnell, wie er war, streckte er sein Gegenüber mit der Faust nieder. Krampfartig umklammerte er den Schaufelstiel, sodass die Knöchel seiner Hand schimmerten weiß. Wie besessen hieb er mit dem Feldspaten auf den hungrigen Mann ein. Wäre Abbi nicht gewesen, Conrad hätte dem Dieb mit brachialer Gewalt den Schädel eingeschlagen. So aber gelang es Abbi, der wie auf einen störrischen Gaul auf Conrad einredete, dass dieser die Waffe niederlegte. Abbi?

Abbi stammte, wie die Holzbachbrüder, aus Hachenburg. Zu Hause waren sie meist zu viert unterwegs. Eigentlich hieß er Abraham Weinberg. Er war genauso alt wie Conrad und Sohn eines jüdischen Metzgermeisters, der mit Conrads Vater seit Jahren nicht nur geschäftliche Beziehungen pflegte. Bereits als Kinder spielten Abbi und Conrad gemeinsam im Laufstälchen. Ihre Mütter tauschten Koch- und Backrezepte aus oder zogen sich mit Stickereien zum Plausch ins Wohnzimmer zurück, während die Familienoberhäupter derweil mit dicken Zigarren im Garten saßen. Sie sprachen über Geschäfte oder echauffierten sich, da sie meist ungleicher Meinung waren, bezüglich der kaiserlichen Politik.

»Nicht umsonst ist das Deutsche Reich die mächtigste Großmacht auf dem europäischen Kontinent. Wir müssen um jeden Preis unsere Vormachtstellung auch auf der Weltbühne erlangen!« Jakob Weinberg, durch und durch Patriot, legte in der Regel einen enthusiastischen und beinahe fanatischen Ton an den Tag. Josef Holzbach äußerte sich hingegen häufiger in gemäßigter Diktion.

»Papperlapapp«, entgegnete er gerne, wissentlich, Jakob damit zur Weißglut zu provozieren. »Ich denke, man wird alles mobilisieren, um uns einen Strich durch dieses Vorhaben zu machen. Wir könnten durchaus irgendwann die Nummer eins werden, da gebe ich dir vollkommen recht. Aber wir dürfen nicht der ganzen Welt den Krieg erklären. Ich denke, wir erreichen nur, dass sich die anderen Kontinente – Afrika, Asien und Amerika – verbünden und sich gemeinsam gegen uns stellen.« Und Josef sollte recht behalten.

Auch als die Jungen älter wurden, hielten sie gerne in der Nähe ihrer Väter auf und lauschten ihrem Disput. Mittlerweile verstanden sie das aktuelle Weltgeschehen ein einzuordnen, was die sich stetig zuspitzenden Entwicklungen im politischen Geflecht für sie spannender werden ließ. So verwendeten auch sie alsbald in abwertender Form Begriffe wie Schwarzafrika, Reisfresser und Yankees und es war nicht verwunderlich, dass Conrad und Abbi sich unter »Rasputin« oder dem »Russ« ein minderprivilegiertes Etwas vorstellten. Ein Individuum, dessen Gehirn, laut Jakob Weinberg, nicht viel größer sein könne, als eine Walnuss. »Solch ein Wesen ist gefährlich und muss vernichtet werden.«

Und als schließlich feststand, die Jungs durften Seite an Seite für den Kaiser in den Krieg ziehen, konnten Abbi und Conrad ihr Glück kaum fassen. Denn seit geraumer Zeit bewunderten sie die jungen Männer, die von Hachenburg aus ins große Abenteuer aufbrachen. Heldenhaft verteidigten sie das Vaterland gegen übel aussehende Ungeheuer. Nahrungsgeber für diese verklärten Vorstellungen von einem brutalen Krieg waren unter

anderem die Geschichten von Schulmeister Lemper gewesen. Mit aufgerissenen Augen hatten sie im Unterricht dessen preußisch, zackigen Sätzen gelauscht. Ausdrucksstark und in geschönten Bildern berichtete er von den Heldentaten derer, die ihrer Heimat bereits den Rücken gekehrt hatten und vorbildlich für Freiheit und Vaterland kämpften. »Ein einziger Westerwälder ist so viel wert wie drei deutsche Landser zusammen«, pflegte er mit demagogischem Tonfall zu sagen. »Das Vaterland braucht Männer wie euch! Männer, die ihrem Land dienen und sich mit ihm vereinen.« Dabei klatschte er mit dem Zeigestock, seinem Taktstock, in die Handinnenflächen. Hieb er diesen früher häufiger als Erziehungsgerte über die Fingerkuppen oder den Hosenboden vermeintlicher Störenfriede, verzichtete er in letzter Zeit auf dessen Einsatz. Conrad wusste warum. Zum einen hatten mittlerweile viele Jungs ihre Woll- oder Cordhosen gegen robuste Lederhosen getauscht. Zum anderen hörte er eines Tages zufällig mit, wie der Lehrer zu seinem Schwager Ernst Krämer, seines Zeichens Bürgermeister von Hachenburg, scherzhaft sagte: »Ich muss mich ein wenig zügeln. Schließlich soll man mir nicht vorwerfen, ich würde Kriegsgerät beschädigen.« Der Bürgermeister konnte damals nicht über die Worte des Schwagers lachen. Unbeeindruckt davon ließ Lemper weiter seine markigen und aufhetzenden Sprüche vom Stapel und versuchte die Buben, die vor ihm in der Schulbank saßen, zu beeindrucken: »Ihr werdet Helden sein!« ... »Kämpft fürs Vaterland!« ... »Jeder Schuss ein Genuss, denn jeder Schuss ein Russ!« Für ihn war es ein Klacks, die Jüngelchen heißzumachen, immerhin versprach er ihnen Ruhm und Ehre. »Deutsche Mädels stehen auf Kriegshelden. Ihre Herzen werden euch zufliegen, wenn ihr als Helden zurück in die Heimat kommt. Eifert denen nach«, schloss er stets mit klar intonierten und in die Länge gezogenen Worten, »die sich wöchentlich auf dem Alten Markt einfinden. Kämpft für den Kaiser. Kämpft für euer Vaterland.« Und seine Worte zeigten Wirkung. Während sich in den ersten Kriegstagen die Freiwilligen voller Euphorie und in Zivil am Bahnhof verabschiedeten, versammelten sich mittlerweile die Kampfwilligen aus der Umgebung freitags auf dem mit Fachwerkhäusern gesäumten Marktplatz.

»Sorgt euch nicht. Ihr könnt uns auf der 600-Jahr-Feier als Helden feiern!« Mit diesen Worten waren die ersten Männer zu Kriegsbeginn in den Zug gestiegen und fühlten sich wie die Befreier der Nation. Keiner von ihnen war bislang zurückgekehrt. Und das geplante Stadtjubiläum von 1914, einschließlich der Theateraufführung »Der Femgraf«, an der einige der Burschen mitwirken wollten, musste verschoben werden.

Je länger der Krieg dauerte, umso mehr Soldaten wurden benötigt. Die Kriegsmaschinerie lief auf Hochtouren. Wöchentlich fanden sich Männer mit stolzeschwerter Brust auf dem Alten Markt ein und reihten sich in ihren frisch aufgebügelten Uniformen und mit markanten

Pickelhauben auf den erhobenen Häuptern auf. Aufgekratzt genossen die Rekruten die Aufmerksamkeit, die ihnen zuteilwurde. Auf den Treppen vor der evangelischen Kirche, neben dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal, stand der Spielmannszug und spielte schier unaufhörlich Marschlieder. Schwarz-weiß-rote Fahnen hingen aus den Fenstern.

Während die Soldaten sich in gleichmäßigen Reihen auf dem Platz ausrichteten, drängten die Besucher dicht aneinander, um sich von ihren Männern, Söhnen und Brüdern zu verabschieden. Den Höhepunkt der Zeremonie bildete die förmliche Vereidigung der Rekruten, bevor das Singen des Preußenliedes den Abschluss markierte und ein jemand rief »Der Kaiser lebe hoch!«, worauf ein »Hoch. Hoch. Hoch« im Marktkarree zurückschallte. Eines Tages standen Abbi, die Holzbach-Zwillinge und Conrad in den Reihen der Rekruten.

### 3

Aufgestachelt von des Schulmeisters Worten hatten sich die vier Freunde freiwillig beim kaiserlichen Kriegsministerium gemeldet, und es dauerte nicht lange, bis sie Antwort erhielten. Mit schmucklosem Schreiben teilte man ihnen mit, dass sie sich ihre Uniform, samt Tornister, Karabiner und Bajonett, in der Grundschule in Hachenburg abholen sollten. Voller Elan und Tatendrang marschierten die drei Brüder vom heimischen Hof über die Arfelder Brücke den Hügel nach Hachenburg hinauf. Conrad, der Jüngste, war im letzten Winter erst siebzehn geworden. Auf dem Alten Markt trafen sie sich mit Abbi zur Musterung und sich anschließender Einkleidung.

»Wir werden dem Russ kräftig in den Arsch treten!«, meinte Conrad, um seinen älteren Brüdern und Abbi zu imponieren. Viel zu oft hatten er und Abbi den Vätern beim Diskutieren zugehört.

»Wir werden sie zermalmen wie Küchenschaben. Welches Volk lässt sich schon vom Nikolaus regieren?«, womit Abbi russischen Zaren Nikolaus II. meinte. Conrad wiederholte indes noch einmal die Worte von Schulmeister Lemke: »Jeder Schuss ein Russ!« Und auf ihrem Rückweg fochten die Brüder mit ihren Bajonetten gegeneinander wie drei Musketiere. Die Abenteuerlust stand ihnen ins Gesicht geschrieben. Und genau an diesem Tag verloren ihre Gesichter von jetzt auf gleich und für immer den Ausdruck von unschuldigen Jungen.

Bereits wenige Tage später flatterten amtliche Schreiben, aufgegeben vom Heeresamt Koblenz, in die beiden Haushalte. Doch die Euphorie, dem russischen Bären kräftig den Arsch zu versohlen, wich sehr schnell einer Enttäuschung. Ihr Marschbefehl schickte sie nicht, wie zuerst erwartet, an die Ostfront, sondern gen Westen. Durch die Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinand und seiner Gattin in Sarajevo sowie einer Kaskade von diplomatischen Patzern gerieten der ehemalige österreichisch-ungarische Balkankonflikt und der daraus entstandene deutsch-russische Disput außer Kontrolle. Das Deutsche Reich erklärte am 3. August 1914 Frankreich den Krieg. Deutsche Soldaten marschierten in Belgien ein, worauf bereits einen Tag später die Engländer den Deutschen den Krieg erklärten, da in ihren Augen der Einmarsch eine Verletzung der belgischen Neutralität darstellte. Rasch musste das Kriegsministerium neue Strategien entwickeln und geänderte Befehle auf den Weg bringen. Deshalb hieß das Ziel der Söhne von Josef und Amalia Holzbach nicht mehr Gorlice an der Ostfront, zur Unterstützung der 11. Armee, sondern Reims in der Champagne. Dort sollten sie die Großoffensive zur Überschreitung der Marne vorbereiten und den Weg nach Paris ebnen.

»Ihr seht mit euren Pickelhauben großartig aus«, bestätigte ein überstolzer Vater, als seine drei Söhne sich zum Abmarsch vor ihm aufreichten. Josef hielt die kleine Linda auf dem Arm. Nach anfänglicher Scheu kam sie nicht umher, die dunklen Helme mit der markanten speerähnlichen Spitze anzufassen. »Dein Hut glänzt wie eine polierte Kastanie«, rief sie vor Verzückung aus. Robert setzte ihr seinen Helm auf und bezog ihn anschließend mit dem grüngräulichen Tarnbezug fürs Feld. Alle lachten. Alle, bis auf eine – Amalia. Als Mutter der jungen Männer war ihr nach allem zumute, nur nicht zum Lachen. Ein dicker Kloß steckte tief in ihrem Hals. Nur mit Mühe gelang es ihr, die Tränen der Angst und Trauer zu unterdrücken. Am liebsten hätte sie hundert Mal »Nein!« gerufen: *Nein! Meine Kleinen sollen nicht gehen. Nein! Ich möchte euch einzeln für immer festhalten. Nein! Bis vor Kurzem habt ihr euch noch hinter meinem Rockzipfel versteckt, wenn Rudi der Knecht den Weihnachtsmann mimte. Nein! Ihr seid doch selbst noch unschuldige Sprösslinge.* Auch wenn die Zwillinge über zwanzig waren, sie würden immer ihre Kinder bleiben. *Nein! Ihr sollt hier bleiben. Sucht euch ein Weib und bekommt selbst Kinder. Nein! Ich will nicht irgendwann einen Brief aus Berlin bekommen, in dem mir ein mir völlig fremder Herr von Stein, seines Zeichens Verteidigungsminister, für den unermüdlichen, heldenhaften Einsatz und die grenzenlose Opferbereitschaft dankt. Nein! Nein! Nein!* Ihr fielen tausend Gründe ein, ihre Jungs auf ihrem Hof – in ihrem Schoß – zu halten. Doch sie wusste, als sie in ihren grüngrauen Felduniformen abmarschbereit vor ihr standen, ihr Leben, ihr Schicksal lag fortan nicht mehr in ihren Händen. Die Männer der Familie hatten längst ihre Entscheidungen getroffen. Ja, sie wollten nach Frankreich gehen und Paris erobern. Nichts und niemand konnte sie nun von diesem Entschluss mehr abbringen.

Ein erhabenes Gefühl überkam Conrad damals, als er eines Freitags mit seinen Brüdern auf dem Alten Markt eintraf und die jubelnde Menge sah. Hüte wurden geschwungen oder gar in die Luft geworfen. Die Musik spielte auf – diesmal nur für sie. Gemeinsam mit Abbi, der sie am Ende der Wilhelmstraße in voller Montur erwartete, schritten sie in Zweierreihen zum Marktplatz hinauf. Die Glocken der katholischen und evangelischen Kirchen begannen zu läuten. Der liebe Gott schenkte ihnen einen strahlend blauen Himmel. Kaiserwetter.

An der Treppe vor dem Kaiserdenkmal angekommen, legten sie ihren Einberufungsbescheid dem Meldekopf vor. »Willkommen in der Armee«, bekamen sie relativ freundlich zu hören. Doch nachdem ihre Angaben mit der vorliegenden Liste abgeglichen worden waren, nahm sie sogleich ein streng dreinschauender Unteroffizier mit einem modern geschwungenen Schnurrbart unter der Nase in Empfang und bellte ein »Stillgestanden!« Natürlich hatten sie sich zuvor ein wenig mit militärischen Gepflogenheiten vertraut gemacht. So nahmen sie Haltung an und reihten sich mit zackigen Schritten in die Truppe ein. »Willkommen bei den Kojoten von Wilhelm dem Zwoten«, flüsterte Abbi. Sie kicherten und erhielten sofort eine Ermahnung des Gruppenführers. Nachdem sie mit Inbrunst den Schwur fürs Vaterland zu kämpfen geleistet hatten, schmetterten alle Anwesenden aus vollen Kehlen das Preußenlied, dem der Status einer Nationalhymne innewohnte:

»Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?  
Die Fahne schwebt mir weiß und schwarz voran;  
dass für die Freiheit meine Väter starben,  
das deuten, merkt es, meine Farben an.  
Nie werd ich bang verzagen,  
wie jene will ich's wagen ...«

Zwischendurch sahen sich die Rekruten immer wieder verstohlen von der Seite an. Das Abenteuer hatte begonnen.

\*\*\*

Conrad blickte zu Abbi. Abbi lag neben ihm an der Kante des Schützengrabens, und er schien sich ebenfalls in seinen Gedanken zu verlieren. Ob auch er gerade an die letzten Tage dachte, die er in seiner Heimat verbrachte? Dann wurde Conrad warm ums Herz. Er erinnerte sich daran, dass er sein Glück kaum fassen konnte.

\*\*\*



Nachdem der letzte Ton des Preußenliedes verklang, liefen Mädchen und junge Frauen in piekfeiner Sonntagstracht jauchzende und aufgekratzt zwischen den Reihen umher, und versuchten unter den Uniformierten ihren Liebsten zu finden. Hier und da verteilten sie Küsschen oder steckten ihrem Schatz ein kleines Blümchen in den Lauf des Karabiners – meist ein trauriger, letzter Gruß. Jemand rief lautstark eine Lobeshymne auf Wilhelm den Zwoten aus, dessen Politik allerdings nicht frei von Widersachern war, und die in den angestachelten Auseinandersetzungen nur dessen Gier nach Macht und Kolonien sahen.

Sie hatten sich gerade aus dem »Stillgestanden« gelöst, nachdem der Unteroffizier ein »Rühren« über den Alten Markt brüllte, als tatsächlich auch vor ihm ein Mädchen mit rötlichen Haaren stehenblieb. Er kannte es: Martha, die Tochter von Schulmeister Lemper. Ihr rötliches Haar war fein zu Zöpfen geflochten. Sie trug ihr Sonntagskleid. Zunächst sah sie ihn stumm an. Doch dann näherte sie sich langsam seinem Kopf. »Verspreche mir, dass du wieder heil nach Hause kommst«, flötete sie ihm ins Ohr und umarmte ihn. Ihr Parfüm duftete betörend nach Sommerfeilchen. Conrad wusste nicht, wie ihm geschah. Der zarte Duft sollte ihn fortan in seinen Träumen begleiten. Natürlich kannte er das Mädchel, schließlich hatten sie auf der letzten Kirmes des Öfteren miteinander getanzt, und gemeinsam zum Lied *Die Grete und der Hans* geschunkelt. Er und Martha kannten sich seit dem gemeinsamen Konfirmandenunterricht. Immer und immer wieder hatte er damals heimlich zu ihr rübergeschaut, während er eigentlich den Katechismus hätte auswendig lernen sollen. Seine Augen wanderten über Marthas Körper und verweilten auf ihren Kurven, die für ihr Alter schon deutlich entwickelt schienen. Gerade als er spürte, wie sich in seiner Leistengegend ein kleines Zelt bildete, sah Martha ihn an. Doch anstatt den Jüngling dem Katecheten zu melden, blinzelte sie ihm mit dem rechten Auge aufmunternd zu. Sie fühlte sich geschmeichelt, dass der Sohn des reichsten Mannes aus Arfelden ihr, der Tochter des Schulmeisters Lemke, sie lüstern anblickte und ihr schöne Augen machte. Als bald trafen sie sich regelmäßiger.

So war es für sie selbstverständlich, sich heute von ihrem Helden zu verabschieden. Und während sie ihn noch einmal herzlich umarmte, schluchzten die älteren Frauen, die sich ebenfalls rund um den pittoresken Marktplatz eingefunden hatten, in ihre bestickten Taschentücher. Ja, die Mütter waren die wahren Verlierer des Kriegs: Entweder kamen ihre Söhne überhaupt nicht mehr Heim. Oder Wilhelm der Zwote, wobei das »O« in der Aussprache meist verdreifacht wurde, schickte sie ihnen als Schwerstverletzte oder als traumatisierte, seelisch verkrüppelte Individuen zurück. Ihnen allen war bewusst, egal wie ihre Sprösslinge den Weg zurück in die Heimat finden würden, sie wären nie wieder dieselben, die heute unter den Klängen des Spielmannszugs verabschiedeten. Vor allem

kämen sie nicht mehr als ihre Jungs zurück. Unaufhörlich spielten sie nun *Muss i denn, muss i den zum Städtele hinaus ...* und der Tross setzte sich in Bewegung. Im Gleichschritt marschierten die Rekruten vom Alten Markt, durch die Wilhelmstraßen, hinab zum Bahnhof. Von dort wurden sie in Zugwaggonen, wie Vieh, via Koblenz und Luxemburg, direkt zur Schlachtbank an die Front verfrachtet.

»... Schlaf in himmlischer Ruh! Schlaf in himmlischer Ruh!« Der Gesang seiner Kameraden, die nun alle in das Lied einstimmten, riss Conrad wieder in die Gegenwart zurück. Erneut sah er zu Robert. Auch sein Bruder, obgleich wesentlich älter als er, schien damit beschäftigt zu sein, möglichst unauffällig seine Tränen zu beseitigen. Als sie einander ansahen, huschte ein gequältes Lächeln über Roberts Gesicht, da er wusste, auch Conrad war in Gedanken bei den Lieben zu Hause. Vor allem aber dachte er an seinen Zwillingsbruder, von dem er nicht wusste, ob er überhaupt noch lebte, oder ob er irgendwo in Gefangenschaft geraten war. Seit der großen Seeschlacht am Skagerrak vor zwei Jahren, in der sich siebenunddreißig englische und einundzwanzig deutsche Großkampfschiffe, jeweils unterstützt durch Unterseeboote, einen erbitterten Kampf lieferten, hatten sie nichts mehr von Albert gehört. Neben einundsechzigtausend versenkten Bruttoregistertonnen Stahl, fanden Tausende Marinesoldaten ihr nasses Seemannsgrab auf dem Meeresgrund. Ob Alfred einer von ihnen geworden war, stand bis heute nicht fest. Zumindest war bei den Eltern noch kein entsprechendes Mitteilungsschreiben von der obersten Heeresleitung eingetroffen.

»Die Hoffnung stirbt zuletzt«, hatte ihr Vater ihnen auf die Karte geschrieben, die er Amalias Feldpost-Weihnachtspaket beilegte.

Abbi, der die ganze Zeit stumm neben Conrad an der Schützengrabenkante gelegen hatte, wurde von Erich abgelöst, und gesellte sich zu Robert auf die Holzbank. Er setzte seinen Helm ab und warf ein paar Würfel hinein. »Lust zu knobeln?« Robert nickte stumm und nahm von Abbi den Lederbecher entgegen. Erich hingegen rammte Conrad aufmunternd den Ellenbogen in die Seite. Ihm war nicht entgangen, dass die Männer so ungewohnt schweigsam blieben. Doch auch er vermied es, ein Wort zu sagen. Sorgsam richtete er seine Waffe aus, zog den Helm tiefer ins Gesicht und sah gen Westen.

»Im Westen nichts Neues!«, murmelte Conrad und Erich grinste. Der Standardsatz, der stets auf die Frontdepeschen geschrieben wurde, wenn keine größeren Kampfbewegungen zu verzeichnen waren, obgleich tagtäglich Tausende von jungen Männern fürs jeweilige Vaterland umgebracht wurden, gehörte mittlerweile mehr oder weniger etwas ironisch zu ihrem täglichen Sprachgebrauch. Stumm sahen sie der untergehenden Sonne zu, die sich in der nahen Flusslandschaft der Marne widerspiegelte. Fast surreal anmutend lauschten sie dem Abendgesang einer Amsel, die die Kanonenruhe für ihre kleine Serenade zu nutzen schien.

Plötzlich zuckten sie zusammen. Konnte das sein? War der Franzmann tatsächlich so abgebrüht? War er so unmenschlich? Heute, an Heilig Abend. Zunächst sahen sie nur eine, doch alsbald huschten immer mehr dieser verhassten Biester auf sie zu. Während eben noch

die romantische Weise des Weihnachtslieds ihnen eine Gänsehaut bescherte, lief ihnen nun ein Schauer des Grauens über den Rücken. Erich zermalmte mit seinem Spaten das erste Tier. Abbi zerstampfte mit seinem Stiefel ein Zweites. Dann schrie jemand heraus, was alle anderen fürchteten: »Gasalarm!«

Hunderte von Ratten konnten sich nicht irren, sie folgten ihrem Instinkt. Vor der drohenden Gefahr flüchtend strömten sie in den Schützengraben. In den verstecktesten Winkeln suchten sie Schutz vor Schaufeln, Absätzen und vor allem vor dem tödlichen Gift. Robert und Abbi öffneten ihren Hosenstall und pinkelten, wie ihnen Hegelein als erste Maßnahme empfohlen hatte, auf ihre Stofftaschentücher. Dieses banden sie sich vor Mund und Nase. »Dadurch könnt ihr das todbringende Gas für den ersten Moment kristallisieren und binden!«, hatte Hegelein gesagt. »Zumindest so lange bis ihr euch die Gasmasken unter den Bettpritschen hervorgeholt habt!« Im Graben liefen alle hektisch durcheinander. Erich und Conrad blieben oben am Rand liegen. Mit dem Feldstecher spähten Conrad das Ufer der Marne aus, konnte jedoch nichts Verdächtiges ausmachen. Dem Fluss entstieg der Abenddunst, und es sah gespenstisch aus. Doch sie wussten, der unsichtbare Feind war wesentlich gefährlicher. Abbi stieg zu ihnen auf die hölzerne Empore. Flugs hatte er ihre Masken aus dem Unterstand geholt und drückte sie den Freunden in die Hände. Erich nahm den Helm ab.

Ein Pfeifen durchbrach die Stille. Conrad erschrak. Erich sah ihn mit aufgerissenen Augen an. In seinem Gesichtsausdruck lag etwas Unheimliches. Conrad konnte nicht gleich ergründen, was es war. Erst als sich ein kleiner roter Streifen von der Hälfte der Stirn zur Nasenwurzel zog und zu einem Rinnsal anwuchs, wusste er, was passiert war. Genau in dem Moment in dem Erich seinen Helm vom Kopf abgenommen hatte, durchschlug ein Projektil seinen Schädelknochen. Während es vorne ein kleines, eher unscheinbares Löchelchen zeichnete, das dem dunkelroten Stirnpunkt, dem Bindi, einer verheirateten Inderin glich, war der Hinterkopf völlig auseinandergeplatzt. Eine rosabraune Masse klebte im Gesicht des erstarrten Abbi. Erich sackte in sich zusammen, und Abbi versuchte ihn aufzufangen. Conrad war nicht in der Lage sich zu bewegen. Nachdem sich die Schockstarre löste, begann er hysterisch zu schreien, nahm seinen Karabiner zur Hand und sprang auf die Kante des Schützengrabens. Unkontrolliert verschoss er seine Munition, bevor er hemmungslos weinend auf die Knie sank. Abbi zog ihn rasch in den Schützengraben zurück. Körperlich eingesunken verharrte er zitternd in den Armen seines Kameraden.

»Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen«, begann Conrad mit einem Mal ganz leise vor sich hin. Er war traumatisiert. »Er hilft und frei aus aller Not ...« Das Luther-

Lied war ihm plötzlich, wo auch immer es herkam, in den Sinn gekommen. »Der alt böse Feind, mit Ernst er es jetzt mein ...« Abbi hielt ihn in seinen Armen und Robert trat zu ihnen. Plötzlich riss Conrad sich los, schnappte sich seinen Karabiner und schrie wie von Sinnen: »Und wenn die Welt voll Teufel wär und wollt uns gar verschlingen, so fürchten wir uns nicht so sehr, es soll uns doch gelingen ...« Ob es ihnen gelingen könnte, diese Nacht, diesen Krieg, diesen Wahnsinn, der sich seit Jahren wie ein Flächenbrand über die Welt legte und gnadenlos alles vernichtete, was sich ihm in den Weg stellte, überleben würden?

## II.

### Tod im Haus des Bürgermeisters

#### 1

**E**s herrschte reger Betrieb im Haus des Bürgermeisters. Stumm gaben sich die Menschen die Klinke in die Hand. Betretene Gesichter begegneten einander im Flur oder auf dem Hof. Obgleich recht viele Menschen sich im Haus aufhielten, war nicht mehr als ein leises Stimmengewirr zu vernehmen. Alle aus der Familie waren gekommen. Onkels und Tanten aus den Ortschaften rund um Hachenburg, aber auch der Großcousin des Bürgermeisters aus Köln.

Die Haushälterin Hannah versuchte sich einen Überblick zu verschaffen. Sie war die gute und treue Seele im Haus. Während ihr Bauchumfang dem der Litfaßsäule glich, die auf dem Alten Markt stand, waren ihre blondgrauen Haare stets fein säuberlich gekämmt und zu einem ordentlichen Dutt zusammengerollt, den sie in einem engmaschigen Haarnetz verstaute. Hannah war stets penibel in ›ihrem‹ Haus, wie sie das imposante Fachwerkhaus in der Perlengasse gerne nannte, weshalb ihr die vielen Leute, die heute ein- und ausgingen, nicht ganz geheuer waren.

»Die schleppen alle einen Haufen Dreck ins Haus. Und die Kinder, sie flitzen durch jedes Zimmer«, beschwerte sie sich bei Herbert. Dieser schaute zwar betroffen drein, freute sich jedoch heimlich, dass das eiserne Regiment, mit dem Hannah ansonsten den Haushalt führte, heute in sich zusammenzubrechen schien. Herbert, von deutlich kleinerer Statur als Hannah, war der Stallknecht des Bürgermeisters. Genügsam und ohne Hast kümmerte er sich stets um die drei Milchkühe und die zwei stattlichen Pferde. Auch im Garten war er der Frau des Bürgermeisters stets zur Hand gegangen, weshalb er selten das Haus betrat, ohne sogleich von Hannah eine Abfuhr wegen seiner schmutzigen Schuhe erteilt zu bekommen. In der Regel nahm er deshalb die Tür vom Hinterhof zur Waschküche und ließ sich dort sein Essen von Marga, der Küchenmamsell, auftischen. Doch heute war alles anders. Herberts Schuhe waren blitzblank gewienert. Sein schwarzer Anzug, den er vor ein paar Jahren vom Bürgermeister höchstpersönlich geschenkt bekommen hatte, als er seine Liebste vor den Traualtar führen wollte, aber kein Geld für einen gescheitern Zwirn ausgeben konnte, war frisch aufgebügelt, das Hemd, mit den leicht verschlissenen Kragenspitzen gestärkt. Marga, seine Liebste, hatte ihr Bestes gegeben, sodass ihr Gatte sich heute nicht ganz so stark vom Aussehen der anderen Gäste unterschied. Schließlich kam ihm nachher eine ganz besondere Rolle zu. Hierfür hatte er bereits Kain und Abel, also die beiden Gäule, angespannt, den Pritschenwagen gereinigt

und mit einem schwarzen Tuch bedeckt. Dieses erstand er wiederum günstig vom alten Meier, seines Zeichens Stoffhändler mit einem Laden in der Obergasse.

Der Gärtnermeister Gregor, sein Geschäft lag gerade drei Häuser weiter, steuerte frische weiße Nelken dazu, sodass der Wagen schlicht und dem Anlass entsprechend dekoriert war. Auf das Ausstellen einer Rechnung wollte er großzügig verzichten, denn er hatte nicht nur er eine gute Kundin verloren, sondern seiner Frau Herta, die seit einem Schlaganfall auf den Rollstuhl angewiesen war und mit diesem durch das Ladenlokal rollte, wurde eine geschätzte Vertraute und vor allem wertvolle Gesprächspartnerin genommen. Zudem bescherte ihm das tragische Ereignis, das der Familie des Bürgermeisters nun widerfuhr, ein ordentliches Plus in der Tageskasse, wenngleich er liebend gerne auf diese außerordentliche Umsatzsteigerung verzichtet hätte. Lieber wäre es ihm, wenn seine Herta ihr Lächeln wiederbekäme. Dieses hatte sie bereits schon einmal, nachdem die Krankheit sie so sehr gestraft hatte, verloren und erst mit der einfühlsamen Art der Frau Bürgermeister wiedergefunden. Mit aufmunternden Worten und gemeinsamen Ausflügen, bei denen sie Herta durch den Burggarten schob, der Parkanlage, die zum Areal des mächtigen Hachenburger Barockschlosses gehörte, war es ihr gelungen, Hertas Lebensgeister wieder zu wecken. Und obgleich sie weiterhin halbseitig gelähmt blieb, fand sie eines Tages ihr Lächeln wieder und erfreute sich ihres Lebens.

Nie würde Gregor den Nachmittag vergessen, als seine Herta ihm mit ihren schwerverständlichen Worten zu verstehen gab, dass er sie mal wieder ordentlich küssen solle. Auch schimpfte sie ihn endlich wieder, wenn er mit einer gehörigen Bierfahne nach einer ausgedehnten Mittagspause im Gasthaus »Zur Sonne« in den Laden geschwankt kam, sich ungebremst auf den quietschenden Ohrensessel fallen ließ und erst einmal ein Nickerchen machen wollte. Endlich blies sie ihm wieder den Marsch. Die Zeit der Stille war für ihn nahezu unerträglich gewesen. Gregor war einfach nur glücklich darüber. Allerdings schienen nun sowohl ihr Lächeln als auch ihre Stimme wieder verschwunden zu sein. Hertas Gesichtszüge glichen einem glatten Eisblock. Was war geschehen?

Alles fing damit an, dass Emilie sich im September des letzten Jahres des Öfteren am Hals kratzen musste. Was sie zunächst als einen schmutzigen Mückenstich abtat, dem sie eine Woche mit einer frisch aufgeschnittenen Zwiebel auf die Pelle rückte, zeigte sich alsbald als ein sehr hartnäckiges Geschwür. Zunächst dachte sie gar, es handele sich um ein eingewachsenes Haar, so wie sie es regelmäßig bei ihrem Mann zu sehen bekam. Bei ihm ließen sich in der Regel die unter der Haut eingeschlossenen Härchen mit einer dünnen Nadel, die sie zuvor über einer Flamme desinfizierte, herauspulen. Dabei genoss sie nicht selten, dass ihr Gatte, wohlgermt der Herr Bürgermeister, in ihrer Hand ganz klein und jämmerlich wurde. Mit gespielter Freude zeigte sie ihm stets das Operationsbesteck und sonnte sich in seinen vor Schrecken aufgerissenen Augen. Ja, sie zelebrierte ihre Rettungsaktion, und vor allem wusste sie, dass ihr geliebter Mann sie anschließend aus Dankbarkeit mit ganz besonderer Hingabe lieblosen würde.

Ogleich sie ja nun bereits seit fast achtzehn Jahren verheiratet waren, konnten sie noch immer nicht voneinander lassen. Auch in der Öffentlichkeit nahm man wahr, wie verliebt die beiden waren. Selbst bei offiziellen Anlässen fasten sie sich an den Händen oder tauschten tatsächlich hier und da ein Küsschen aus. Natürlich waren nicht alle darüber erfreut, weshalb es in einer Stadtratssitzung zu einer heftigen Auseinandersetzung kam, die sich unterschwellig auf das zügellose Verhalten des Ehepaares Krämer bezog. Doch Ernst Krämer blieb in dieser von der Opposition angestachelten Debatte souverän und ging letztendlich als Sieger hervor. Und siehe da, die nächsten Wahlen zum Bürgermeister der Stadt Hachenburg, die kurz darauf stattfanden, bestätigten ihn für eine dritte Legislaturperiode.

Nachdem es Emilie weder gelang, mit einer extra stark erhitzten Nadel ein Haar hervorzubringen noch eine Besserung herbeizuführen, versuchte sie es mit einem weiteren Allheilmittel. Hierzu begab sie sich zu Herbert in den Stall und ließ sich von ihm ein wenig von der schwarzen Teersalbe geben, die dieser gewöhnlich den Rössern und Kühen auf die erkrankte Haut schmierte.

»Zugsalbe ist aber nichts für dich, liebste Emilie.« Herbert versuchte sie zu warnen. Doch sie ließ sich nicht beirren. Herbert kannte Emilie bereits aus Kindheitstagen und durfte sie daher wie eine Freundin ansprechen.

»Glaube, es hat sich irgendetwas tiefer festgesetzt«, entgegnete sie ihm, »so tief, dass ich mich nicht mehr mit der Nadel traue. Oder willst du es vielleicht mal versuchen? Ich könnte



die Nadel schnell noch einmal holen, und du pulst dann damit mal drin rum.« Herbert hob erschrocken die Hände und wimmelte ab.

»Ja, ja, und dann treffe ich die Halsschlagader und wir haben den Salat. Wenn du ein alter Gaul wärst, dann ja. So aber möchte ich meine Hand nicht an dich legen.« Sagte er und reichte ihr ein wenig von der Salbe, die hervorragend dazu gedacht war Eitergeschwüre zu öffnen. Auch einen eingetretenen Dorn oder Nagel ließ sich mit diesem Mittelchen wieder an die Hautoberfläche befördern.

Emilie bedankte sich und verschwand im Haus. Vor dem großen Spiegel, der im Flur des Obergeschosses angebracht war, und in dem ihr Gatte sich stets zu mustern pflegte, bevor er das Haus zum Dienst im Rathaus verließ, betrachtete sie erneut ihre Wunde. Mittlerweile war diese so groß wie ein Taubenei und aufgrund der laienhaften Malträtierung von roter und blauer Färbung. Vorsichtig nahm sie die pechschwarze Salbe auf den rechten Zeigefinger und schmierte sich eine dicke Schicht auf das Ei. Anschließend legte sie ein kleines Mullläppchen drauf und umwickelte ihren Hals mit der elastischen Binde. Diese ließ sie sich im Frühjahr von Doktor Kessel geben, als ihr ältester Sohn Emil sich eine schmerzhafte Zerrung beim Fußballspielen zuzog. Emil war mittlerweile siebzehn. Eigentlich mochte er gar nicht mit den anderen auf dem Bolzplatz in den Haingärten herumhängen, doch Emilie hatte ihn damals rausgeschickt, da er nur über seinen Büchern hing. Ja, Emil war ein Bücherwurm und hatte es sich als Ziel gesetzt Abitur zu machen, um dann wie Onkel Reinhard Schulmeister zu werden. Und da Emilie ihren Bruder und dessen demagogische Art, die dieser beim Ausbruch und während des Ersten Weltkriegs an den Tag gelegt hatte, überhaupt nicht mehr mochte, war ihr der Gedanke zuwider, ihr Ältester könnte ebenso zu einem solchen Kerl mutieren.

Ja, sie machte Schulmeister Lemke, ihren älteren Bruder, für den Tod sowie die physische und psychische Verstümmelung von so vielen jungen Männern mitverantwortlich. Fast täglich, und das nun ein Jahr nach Kriegsende, kehrten körperlich oder geistig zerstörte Individuen vom zuvor viel gepriesenen Feld der Ehre in die Heimat zurück. Die junge Republik Deutschland nahm sie wieder auf - so auch ihre Heimatstadt Hachenburg. Junge Männer, die im Alter ihres Emils hinaus in die Welt gezogen waren, um dort für Kaiser und Vaterland zu kämpfen – nun kamen sie gebrochen und als seelische Wracks wieder nach Hause. In ein ausgeblutetes Land, das vor wenigen Wochen die Weimarer Reichsverfassung und den Friedensvertrag von Versailles unterzeichnete. Und ihr Bruder Reinhard trug eine Mitschuld. Nur allzu gut konnte sie sich an die Familienfeste erinnern, wo er aufgeblasen wie ein notgeiler Gockel und mit glühenden Worten für den Kampf um Ruhm und Ehre sowie die Weltvormachtstellung des Deutschen Reiches warb.

Schon damals machte er keinen Hehl daraus, dass er diese hohlen Tiraden auch im Klassenzimmer von sich gab. Er war es, der die Jungs regelrecht aufstachelte, sich endlich beim Heeresamt zu melden. Ganz bewusst nötigte er einige seiner unreifen Pennälern dazu, sich eines Freitags auf dem Alten Markt einzufinden, das Preußenlied zu singen und unter den Klängen des »Muss i denn, muss i denn, zum Städtele hinaus ...« die Heimat zu verlassen.

Genauso verabscheute es Emilie, wenn er den Genuss beschrieb, der sich einstellen würde, wenn sie Ivan den Schrecklichen, also einen russischen Soldaten, erschießen würden. Abgesehen davon, dass Reinhard selbst nie in einer Armee diente, konnte sie sich noch sehr gut daran erinnern, dass ihr Bruder bei den von ihrem Vater organisierten Treibjagden, sich stets als Niete erwiesen hatte, wenn es darum ging, Beute zu machen. Ihr Vater, einst ein wohlhabender Lederfabrikant, der jedoch sein Vermögen auf Anraten seines überschlaunen Sohnes in Kriegsanleihen investierte und somit alles verlor, sprang jedes Mal förmlich aus seiner grünen Lodenhose, da er sich vor seinen Jagdkollegen mehr als nur blamiert fühlte. Seinem Sohn gelang es nie, einen großen Hirsch oder ein Schwarzwild zu erlegen, weder aus der Nähe, geschweige aus der Ferne. Und als der Krieg ihrem Vater nicht nur Hab und Gut nahm, sondern auch dessen Lieblingssohn Hellmuth, der gleichzeitig Emilies Lieblingsbruder war, und der auf eine todbringende Landmine trat, die ihn von jetzt auf gleich im fernen Russischen Reich in der Dnjepr-Schlacht nahe des ukrainischen Kiew zerfetzte, schied er freiwillig aus dieser Welt. Emilies Mutter fand ihren leblosen Mann in der Sattlerei. Der Drilling lag vor ihm, sein Hirn klebte als rosabraune Masse an der Wand. Der Anblick traf die arme Frau so sehr, so dass sie sogleich in ihrer Kemenate verschwand und dort ein ganzes Röhrchen mit Schlafmittel einnahm, das Doktor Kessel ihr für die langen Nächte verschrieb, in denen sie vor Schmerz, ob des Verlustes ihres Jüngsten, nicht schlafen konnte.

Nun war es Emilie, die sich die nächsten Tage von Kessel ein Schlafmittel verschreiben ließ. Hierfür suchte sie dessen Sprechstunde in der Praxis in der Postgasse auf. Um den Wundverband am Hals zu bedecken, trug sie ihre gelbe Stehkragenbluse sowie das feine Seidentuch, das ihr Mann ihr von einer Dienstreise nach Koblenz mitgebracht hatte, und auf dem ihre Lieblingsblumen, weiße Lilien, abgebildet waren. Doktor Kessel nahm im ersten Moment den gut verdeckten Verband am Hals seiner Patientin gar nicht wahr, und glaubte ihr die Geschichte, dass sie noch mit dem schrecklichen Tod ihrer Eltern und des Lieblingsbruders zu kämpfen habe. Dass er ihr dabei gerne tief in die Augen schaute, wusste Emilie natürlich, schließlich handelte es sich bei Doktor Wilhelm Kessel um keinen anderen, als ihren Jugendfreund; ja, Wilhelm war der erste Mann gewesen, den sie geküsst hatte.

### 3

Sie waren damals gemeinsam zur Schule gegangen und hatten zunächst nur ihre Pausenbrote untereinander getauscht. Während Emilies Mutter stets dafür sorgte, dass ihre Tochter einen üppig belegten Ranken in ihrem rindsledernen Schultornister vorfand, musste Wilhelm sich mit dünn geschnittenem Weizenbrot zufriedengeben. Auf dem lugten neben der kärglich aufgestrichenen Butter höchstens einmal ein paar Scheiben Gurken hervor, ganz selten ein wenig Bauchspeck. Und wenn es zu Hause wieder knapp war, streute seine Mutter lediglich etwas Kristallzucker auf die Butter.

Natürlich entgingen Emilie die schmach tenden Blicke Wilhelms nicht, und sie überlegte, wie sie es anstellen konnte, dass dieser sich nicht ertappt oder gar beschämt fühlen würde. Am nächsten Morgen, sie hatten noch nicht ganz auf der Bank unter der mächtigen Kaisereiche auf dem Schulhof platzgenommen, führte sie ihren Plan aus: Wilhelm packte sein mager daherkommendes Gurkenbrot aus, als sie in einem beiläufig klingenden Ton meinte: »Was würde ich darum geben, auch einfach nur einmal so ein leichtes Brot dabei zu haben. Meine Ranken liegen mir so schwer im Magen, sodass ich mittags, wenn unsere Küchenperle Ria ihr wunderbares Essen serviert, kaum etwas davon runter bekomme. Aber was soll ich machen, ich kann ja mein Pausenbrot nicht einfach wegwerfen.« Wilhelm Kessel konnte damals gar nicht glauben, was er da hörte. Nun, was blieb ihm anderes übrig, als ihr selbstaufopfernd sein eigenes Gurkenbrot anzubieten, um im Gegenzug ihre dreifach mit Kochschinken und Tomaten belegte Schnitte zu vertilgen. Emilies Plan war aufgegangen. Voller Dankbarkeit nahm sie Wilhelms Gabe entgegen und reichte ihm erleichtert die ihre. Dabei sahen sie sich so tief in die Augen, sodass es nur noch eine Frage der Zeit war, wann sie sich das erste Mal küssen sollten. Und dies ließ in der Tat nicht lange auf sich warten. Bereits auf dem Nachhauseweg verabschiedete sich Emilie von ihm mit einem dicken Schmatzer auf die Wange. »Danke für dein Gurkenbrot«, flötete sie ihm zu, bevor sie in ihrem Elternhaus verschwand, das sich in der Färbergasse, direkt neben dem Stoff- und Gardinenladen vom alten Maier befand. Doch die Liaison der beiden sollte nur von kurzer Dauer sein.

Wilhelms Eltern zogen nach Frankfurt. Sein Vater, ein Postbeamter, wurde dorthin versetzt. Um den geringsten Widerstand gegen den bevorstehenden Ortswechsel zu erzeugen, stellten die Eltern ihren heranwachsenden Sohn einen Tag vor dem Umzug vor vollendete Tatsachen. Zwar besuchten sie weiterhin die Großeltern zu Weihnachten, doch konnten diese sporadischen Stippvisiten die anfänglich per Brief gehaltene Freundschaft nicht lange aufrechterhalten. Erst als Wilhelm nach seinem Medizinstudium das Haus seiner Großeltern, das alte Postgebäude, erbte, dort im Untergeschoss seine eigene Praxis eröffnete und mit

seiner jungen Frau, die einer wohlhabenden Familie in Bad Homburg entstammte, die oberen Etagen bezog, sahen er und Emilie sich wieder regelmäßiger. Allerdings war Emilie da bereits mit Ernst Krämer liiert. Da Ernst ein ehemaliger Klassenkamerad von beiden war und Wilhelm diesen sehr schätzte, entstand zwischen beiden Pärchen eine enge Freundschaft.

Während Ernst und Emilie alsbald heirateten und ihren Sohn Emil bekamen, blieb die Ehe von Wilhelm und seiner Frau jedoch kinderlos, weshalb sie eines Tages ihre Koffer packte und auf Nimmerwiedersehen zurück ins Hessenland verschwand. Wilhelms Wut und Trauer wurde damals von dem Ehepaar Krämer aufgefangen, und die gewachsene Freundschaft verstärkte sich. So war es kein Wunder, dass Wilhelm vier Jahre nach Emils Geburt die Patenschaft für Frieda übernahm. Zwei weitere Jahre später folgte Erna.

Eigentlich dachten Ernst und Emilie, sie hätten genug Nachwuchs gezeugt und zu beinahe erwachsenen Menschen aufgezogen. Doch dann kündigte sich vor ziemlich genau zwei Jahren erneut ein Kind an. Die Schwangerschaft verlief alles andere als unkompliziert, und Emilie ereilten alle möglichen Probleme, die ihr bei den drei anderen Kindern weitgehend erspart geblieben waren. Somit traf man Wilhelm in dieser Zeit fast häufiger im Haus der Krämers an als in seiner eigenen Wohnung über der Praxis. Und so war es schließlich auch Doktor Wilhelm Kessel, der der kleinen Hilde dazu verhalf, das Licht der Welt zu erblicken.

Die Schmerzen, die sich an ihrem Hals ausbreiteten, malträtierten Emilie insbesondere in der Nacht wie ein Trommelfeuer. Und der Schlafentzug, der sie des Morgens völlig gerädert dem Bett entsteigen ließ, zehrte an ihren Nerven. Unter der Vorgabe sie könne aufgrund von Hormonschwankungen keinen Schlaf finden, besorgte Emilie sich über Wilhelm ein Schlafmittel, während sie weiterhin ihre Eigentherapie mit der Salbe aus Hermanns Stall fortsetzte.

»Zugsalbe! Zerrsalbe! Nervenzersetzungssalbe! Folterbalsam! Giftmatsche! Spinnenspeichel! Geisterschlamm! Hautzersetzungscreme! ...« Mittlerweile nahmen die Wortschöpfungen, die Emilie für die Teersalbe fand, immer groteskere Bezeichnungen an, während das Taubenei auf die Größe eines Wachteleis anwuchs. Schließlich bildeten sich, durch den von Emilie peinlich genau herbeigeführten Sauerstoffentzug, kleine weiße Eiterbläschen. Die hermetisch abgeriegelte Haut begann aufzuweichen. Während sie dies in den ersten Tagen noch als Zeichen für das Wirken ihrer wie auch immer betitelten Salbe deutete, musste sie wenige Tage später kapitulieren. Ernst, der sie von Lust getrieben beim Baden überraschen wollte, war geschockt. Seine Leidenschaft erstarb abrupt, als er das Geschwür am Hals seiner Liebsten näher betrachtete und sie nach den schwarzen Rändern befragte. Nachdem sie nur recht zögerlich von ihren Eigendiagnosen und der selbst gewählten Medikation erzählte, griff Ernst sich verzweifelt an den Kopf und zerrte sie, nachdem sie sich nur rasch ein Kleid übergeworfen hatte, zu Doktor Kessel.

Auch Wilhelm war entsetzt, und er machte sich sogleich Vorwürfe. »Ich hätte dir nicht so einfach die Schlafmittel mitgeben sollen«, murmelte er immer wieder vor sich hin. Ernst hingegen forderte eine rasche Entscheidung. Es war eine seiner Stärken, in brenzligen Situationen einen kühlen Kopf zu bewahren. Als erste Maßnahme brachten sie Emilie ins Helenen-Krankenhaus, das am Ortsrand Hachenburgs von Nonnen geführt wurde. Hier wurde rasch diagnostiziert, dass es sich um eine Zyste handelte, die sich ob Emilies unorthodoxer Behandlung vergrößert und zu einer massiven Hautentzündung geführt habe. Die Salbe, die eine der Schwestern unter Verwendung eines hohen Kortisonanteils zusammenmischte, ließ bereits wenige Tage später die Oberfläche wieder genesen. Allerdings bereitete die vermeintliche Zyste dem kleinen Ärzteteam des Krankenhauses Bauchschmerzen, zumal sich die Größe des Gewächses von Tag zu Tag veränderte und mittlerweile einem dicken Hühnerai alle Konkurrenz machte. Guter Rat war teuer, wie auch eine Behandlung durch Spezialisten. Zwar war Ernst der Bürgermeister der Stadt, den man vor dem Krieg durchaus als sehr wohlhabend hätte bezeichnen können, doch auch er büßte in den letzten Jahren einen Großteil

seines Vermögens ein. Zum einen musste er ordentliche Verluste aus unsäglichen Krieganleihen verbuchen. Zum anderen erwartete damals ein jeder von ihm, als er einen KRA-Sammelplatz auf dem Schützenplatz an der Alten Frankfurter Straße errichten ließ, dass er als Bürgermeister mit gutem Beispiel voranging und großzügig für den Krieg benötigte Rohstoffe aus seinem privaten Haushalt dort ablieferte. Immer wieder standen die Heimatfrontverpflichteten auch bei ihm an der Haustür und sammelten für den Kriegsrohstoffsammelplatz. Dort landete dann all das, was vom Obersten Heeresamt als »kriegswichtig« bezeichnet wurde: alte und neuere Kupferkessel, Zinnteller und -becher. Nicht benötigtes Besteck aus Walzblech oder gar Silber. Schmuck jeglicher Art. Selbst aus den beiden Kirchen am Alten Markt entfernte man große und kleinere Kirchenglocken. Alles, was sich einschmelzen ließ und zu neuen Waffen verarbeitet werden konnte, war willkommen.

»Flugscharen zu Schwertern machen!«, rief Pfarrer Helder, seines Zeichens ein Kriegerverfechter sondergleichen, damals von seiner Kanzel. Er würde in seiner Umkehrung des Bibelzitats kein Problem sehen, da die Schwerter für den Kaiser und zum Schutz des Vaterlandes in den Einsatz kämen.

Nachdem nun die Weimarer Republik ausgerufen worden war, hatte auch Bürgermeister Ernst Krämer alle Mühe seine Familie durchzubringen. Während ihnen zu Beginn des neuen Zeitalters blühende Landschaften und Wohlstand versprochen worden waren, geisterte nun vielmehr das Gespenst der Inflation umher und holte sich von vielen auch noch den Rest der Ersparnisse. Emilies Krankheit kam somit genau zum falschen Zeitpunkt, wenngleich ihm bewusst war, dass es nie einen passenden Augenblick dafür gab.

Die Ärzte im Helenen-Krankenhaus waren sich einig, eine diffizile Operation, so nah an der Halsschlagader, konnten sie hier vor Ort in Hachenburg nicht riskieren. Deshalb schlugen sie Ernst vor, Wilhelm begleitete ihn zu der Unterredung mit den Herren in Weiß, Emilie so schnell wie möglich nach Koblenz zu verlegen. Die Kosten hierfür seien zwar immens, aber wenn man ehrlich sei, dann hätte seine Frau nur dort eine reelle Chance. Ernst sah Wilhelm mit Tränen in den Augen an, und nachdem dieser ihm seine Unterstützung zusagte, willigte er in die Verlegung Emilies ein.

Zwei Tage später war es soweit. Ein von drahtigen Rappen gezogener, geschlossener grauer Krankentransportwagen, auf dem außen das markante rote Kreuz auf einem weißen Kreis prangte, hielt vor dem Helenen-Krankenhaus. Vorsichtig verlud man die ängstlich dreinblickende Patientin, deren Hand sich fest um die ihres Ehemanns klammerte.

»Alles wird gut, Liebes!«, flüsterte dieser und drückte ihre Hand ganz sanft. Bevor die beiden Sanitäter, die diese doch sehr aufwändige Überführung ins Koblenzer Marienhospital

begleiteten, Emilie mit der Trage in den Wagen schoben, ließen sie den beiden verzweifelt dreinschauenden Menschen noch einen intimen Moment des Abschieds. Dankbar für eine kleine Pause verzogen sie sich in die Eingangshalle des Krankenhauses und ließen sich von den Nonnen einen kräftigen Malzkaffee kredenzen.

Ernst suchte vorsichtig nach Worten. In den letzten Tagen hatte er sich solche Vorwürfe gemacht. Hätte er das Geschwür am Hals seiner Frau doch bloß früher entdeckt. Vielleicht hätte er zeitiger eingreifen können. Vielleicht wäre es ihm gelungen, sie davon abzuhalten, selbst Hand an sich zulegen. Vielleicht hätte er diese zweifelhaften und verzweifelten Behandlungsmethoden, die Emilie aus Unwissenheit und aus ihrer Not heraus vornahm, verhindern können. Vielleicht. Hätte. Vielleicht. Hätte. Vielleicht ...

Wilhelms Versuch, ihn am Abend vor Emilies Transport zu beruhigen, schlug fehl. Kessel hatte sich nicht nur mit den Ärzten in Hachenburg, sondern auch mit denen des Marienhospitals in Verbindung gesetzt. Und das Ergebnis lautete: Tumor. Somit wäre an dem Verlauf des rapiden Wachstums nichts zu ändern gewesen.

»Ernst, du musst tapfer sein. Wie sich herausgestellt hat, handelt es sich bei der vermeintlichen Zyste doch um einen Tumor. Hierbei unterscheiden die Kollegen drei Stufen«, versucht Doktor Kessel seinem ehemaligen Schulkameraden, und nun besten Freund, die traurige Botschaft mitzuteilen. »Leider weist der vorläufige histologische Befund aus dem herausgestanzten Gewebe auf die dritte Stufe hin. Somit haben wir es mit dem höchsten Wachstumsgrad zu tun.« Es sei jedoch noch nicht alles verloren oder gar hoffnungslos versuchte er Ernst zu beruhigen, wobei es ihm schwerfiel, seinen Freund anzuschwindeln. So schloss er seine Ausführungen damit: »Letztendlich liegt alles in Gottes ewiger und gnädiger Hand«. Es brach ihm beinahe das Herz, als er den liebevollsten Ehemann und fürsorglichsten Vater, den er je kannte, völlig verstört zurückzulassen. Zumal er wusste, wie es um das Vermögen von Ernst Krämer stand und ihm vollkommen bewusste war, Ernst war auf dem besten Weg, Witwer zu werden.

Die Sanitäter kamen zurück zum Wagen und signalisierten, dass sie die Patientin nun einladen wollten. Für Ernst und Emilie, die nicht zuletzt in den identischen Anfangsbuchstaben ihres Namens, die Bestätigung einer unzertrennlichen Symbiose sahen, kam der schwerste Moment ihres Lebens. Ernst beugte sich behutsam zu ihr herab, als könne es ihm gelingen, den Ablauf der verbleibenden Sekunden aufhalten. Seine Lippen suchten die ihren. Voller Zärtlichkeit küssten sie einander das letzte Mal. Jedem von ihnen war bewusst, es konnte der allerletzte Kuss sein.

»Grüße und küsse mir die Kinder. Vielleicht kannst du dafür sorgen, dass Hilde bald trocken wird. Sonst hat unsere Erna, sie kümmert sich ja wie ein Engel um die Kleine, so viel Arbeit mit ihr. Gib der Frieda einen dicken Kuss. Sie soll sich bei der Suche nach einem Mann Zeit lassen und dich zum Vorbild nehmen. Einen besseren Schatz wie dich kann ich mir nicht vorstellen – und nur das, wünsche und gönne ich ihr. Und wenn die Zeit für die Erna gekommen ist, dann soll auch sie die Augen gut aufhalten. ›Darum prüfe, wer sich ewig bindet‹, hat meine Mutter damals zu mir gesagt, denn ...«, und diesen Satz beendeten sie gemeinsam: »Gut gefrühstückt hält einen ganzen Tag, und gut geheiratet ein ganzes Leben.« Sie lächelten einander an und hofften, die Weisheit mochte auch für sie beide gelten. Dann schob Emilie rasch nach, die Sanitäter hoben die Trage bereits an: »Und richte unserem Emil aus, dass ich doch nichts dagegen habe, wenn er Schulmeister werden will. Allerdings soll er mir hoch und heilig versprechen, nie so ein Ekel zu werden wie mein Bruder Reinhard, der alte Hetzer!« Ernst versprach es ihr in die Hand, die er dann leider loslassen musste, so wie er seine Frau los- und gehenlassen musste. Der unumstößliche Zeitpunkt des Abschieds war gekommen. Die Männer schoben Emilie in den Wagen. Angestrengt hob sie ein letztes Mal ihre rechte Hand und winkte Ernst müde zu. Sie lächelte, als die beiden Flügeltüren krachend ins Schloss fielen. Ernst sog diesen Anblick ganz tief in sich auf. Was er zum Glück nicht mehr zu sehen bekam, waren ihre Tränen, die sie auf der langen Fahrt nach Koblenz bitterlich vergoss.



Gesenkten Hauptes marschierte der ansonsten auf Haltung bedachte Bürgermeister Krämer durch die Wilhelmstraße, der Hauptgeschäftsstraße Hachenburgs. Hier und da lüfteten Passanten die Hüte oder grüßten freundlich, doch er registrierte es nicht. Wortlos bog er in die Postgasse ein und ignorierte sogar den Gruß seines Gartennachbarn Jakob Weinberg. Dieser war ein wohlhabender, jüdischer Metzgermeister, mit dem er ansonsten sehr gerne über Politik und Weltgeschehen debattierte. Heute aber trat er schweigend durch das hölzerne Gartentor, welches das schmiedeeiserne ersetzte, das er vor drei Jahren zum Kriegsrohstoffplatz brachte. Mit hängendem Kopf verschwand er im Hintereingang des Hauses in der Perlengasse. Ein einziger Gedanke kreiste in seinem Kopf, und er machte ihn wahnsinnig: *Werde ich sie jemals wieder in meine Arme schließen dürfen? Was, wenn Emilie nicht zurückkehrt?*

Erst die liebliche Stimme seiner Tochter Erna, die ihrer Mutter von Tag zu Tag ähnlicher wurde, und die deren sanftmütiges Wesen geerbt hatte, riss ihn aus seinen Gedanken. Erna. Welch Glück, dass dieses groß gewachsene Mädchen mit den langen dunkelroten Zöpfen, sich für ihr zartes Alter von vierzehn bereits so erwachsen gab. Es war rührend, wie sie sich um ihre kleine Schwester Hilde kümmerte. Ohne Murren und Knurren wechselte sie schmutzige Windeln und erinnerte stets ihre Mutter daran, wenn es Zeit war, die Kleine zu stillen. Wahrscheinlich hätte sie dieses ebenfalls übernommen, wäre sie körperlich bereits soweit gewesen. Ernst wurde bewusst, welch ein Segen es für sein Haus war, dass Erna bereits so selbstbewusst und vorausschauend handelte. Die zwei Jahre ältere Frieda kümmerte sich hingegen viel lieber um das Schöngestige und verbrachte viel Zeit damit Klavier zu spielen oder das Grammophon anzukurbeln, beides konnte Ernst auf Bitten und Flehen seiner mittleren Tochter vor dem Kriegsrohstoffsammelplatz bewahren.

Dann aber kam der Tag, an dem alles anders werden sollte.

Am betretenen Gesichtsausdruck Wilhelms, den die Kollegen aus Koblenz als Ersten informierten, konnte Ernst ablesen, es war etwas Schlimmes passiert. Etwas, das ihrer aller Leben fortan verändern sollte. Emilie war bei der Operation verstorben. Zwar gelang es, den mittlerweile gänseeigroßen Tumor zu entfernen, doch wurde dabei die Halsschlagader verletzt. Jegliche Bemühung die Blutung zu stoppen, scheiterte. Somit verblutete Emilie noch auf dem Operationstisch.

Sämtliche Farben im Haus der Familie Krämer schienen sich mit einem Mal zu verflüchtigen. Der dunkelgrüne Webteppich, den das beige Zeichen einer französischen

Wappenlilie zierte, hob sich plötzlich nicht mehr von den oxsenblutfarbenen Holzdielen ab, die, bis auf das helle Parkett im Wohnzimmer, im ganzen Haus verlegt waren. Die weinroten Damastvorhänge im Wohnbereich verschwammen mit den champagnerfarbenen Stofftapeten, auf die Emilie, als sie bereits lange vor dem Krieg auf die Wand gezogen wurden, ganz besonders stolz gewesen war. Nun aber erschien alles grau in grau, und wäre nicht ab und zu das unbedarfte Lachen und Krähen der kleinen Hilde zu hören gewesen, man hätte annehmen können, es herrschte kein Leben mehr in dem Gemäuer in der Perlengasse.

Am nächsten Tag stellte es sich als Glücksfall heraus, dass der Viehhändler Josef Holzbach, ebenfalls ein ehemaliger Klassenkamerad von Ernst, Emilie und Wilhelm, sich genau zu diesem Zeitpunkt in Koblenz aufhielt. So konnte Doktor Kessel es arrangieren, der über weitgestreute Kontakte verfügte, dass die Information Josef Holzbach erreichte und dieser den Leichnam Emilies im Marienhospital, wo man sie in einen einfachen Kiefernarg bettete, abholen durfte. Wilhelm wusste wie wichtig es für Ernst und die Kinder wäre, Emilie noch einmal zu sehen, um endgültig Abschied von ihr nehmen zu können. Doch genauso wusste er, dass zwischen dem Versterben und Aufbahren in heimischer Umgebung möglichst wenig Zeit liegen sollte. Kurzerhand vereinbarten er und Josef Holzbach, dass dieser den Sarg in seinem hohen Viehanhänger, den er stets mit Eisblöcken auslegte, bis nach Dierdorf transportieren und dort von Herbert, dem Knecht, entgegengenommen werden könnte. So spannte Herbert die Gäule Kain und Abel an und verschwand mit dem Pritschenwagen lange vor dem Morgengrauen. Am späten Nachmittag kehrte er mit dem Sarg zurück.

Wie mit Ernst Krämer vereinbart brachte er ihn nicht sogleich ins Haus der Familie, sondern zum Bestattungsinstitut Wengenroth, wo Ernst am Nachmittag einen schönen – und dennoch bezahlbaren – Sarg ausgesucht hatte. Außerdem hinterlegte er dort Emilies schönstes Sommerkleid. Dieses trug sie so gerne, vor allem wenn sie beide während der Kirmesfeierlichkeiten, die stets am zweiten Wochenende im August stattfanden, eine Kesse Sohle aufs Parkett legten. Da Ernst sich sicher war, am Hals würde eine unansehnliche Operationswunde klaffen, bat er Ruppert Wengenroth, Emilies Lieblingstuch mit den weißen Lilien um die Stelle zu drapieren. Ruppert versprach, eine auch für die Kinder ansehnliche Leiche zu präparieren, und er hielt sein Versprechen.

Noch am selben Abend wurde der Emilies Leichnam im Wohnzimmer aufgebahrt. Wie ein schlafender Engel lag sie in dem mit hellem Tuch ausgestaffierten Sarg, das der alte Meier extra auf das Kleid der Toten abstimmt und ohne Berechnung überließ. Ihr Gesichtsausdruck glich dem, wenn sie sich nach dem Mittagessen auf die Chaiselongue im Wohnzimmer zurückzog, und dort für eine Stunde die Augen schloss. Es war keine Spur von Leiden, keine von Kampf

zu erkennen. Friedlich lag sie dort. Ernst war froh, dass er seinen Kindern einen letzten Blick auf ihre Mutter gewähren konnte. Ruppert Wengenroth stellte Kerzen auf, deren Schein den Raum in ein sanftes Licht hüllte.

Pfarrer Helder kündigte sich zuerst an. Gefolgt von zwei Messdienern, denen ihr Unbehagen ins Gesicht geschrieben stand. Helder zeichnete Emilie mit seinem in Weihwasser getauchten rechten Zeigefinger ein Kreuz auf die Stirn, das dort im Schein der Kerzen einen Moment glitzerte, dann begann er leise ein Gebet zu sprechen. Anschließend betete er mit dem Ehemann und den Ministranten das Vaterunser sowie dreimal das Rosenkranzgebet »Gegrüßet seiest du Maria, voll der Gnaden ...« Im Anschluss verließ er schnellen Schrittes das Haus und Ernst wusste, dass dessen Haushälterin Agathe ihn bereits mit dem Essen erwartete. Er selbst ging zurück zu Emilie und verharrte in stillen Gedanken vor ihr. Tränen rannen in kleinen Sturzbächen über sein Gesicht – er ließ sie zu, immerhin fühlte er sich unbeobachtet. Was er nicht wusste, war, dass Erna sich, nachdem Ernst den Priester draußen verabschiedete, bereits heimlich ins Wohnzimmer schlich, um ebenfalls einen ganz leisen und persönlichen Moment des Abschieds genießen zu können. Als sie jedoch hörte, wie ihr Vater in den Raum zurückkehrte, versteckte sie sich kurzerhand hinter Mutters Chaiselongue und linste dahinter hervor. Gerührt sah sie, wie ihr Vater, den sie als großzügigen und wunderbaren Menschen wahrnahm, allerdings anderen gegenüber stets selbstbeherrscht und diszipliniert auftrat, wie ein Schloßhund zu heulen begann. Am liebsten wäre sie aus ihrem Versteck hervorgekrochen und hätte ihn in den Arm genommen, doch dann hätte er sich peinlich berührt oder ertappt gefühlt. Also wartete sie, bis er den Raum wieder verließ. Rückwärts und ohne ihre Mutter aus den Augen zu lassen – vielleicht würde sie nur schlafen und gleich anfangen zu atmen – ging sie zur Tür. Doch ihre Mutter regte sich nicht, und Erna war alt genug, um zu wissen, was dies bedeutete. So lange die Luft anzuhalten, das schaffte noch nicht einmal der Nachbarsjunge Abbi, der eigentlich Abraham hieß, und der der Sohn von Jakob Weinberg war.

Ihre Gärten stießen aneinander, so kam es unwillkürlich, dass die Kinder miteinander spielten. Mittlerweile waren beide fast erwachsen und hatten somit weniger miteinander zu tun. Abbi kehrte im letzten Jahr aus dem Krieg zurück und war fortan nicht mehr das Jüngelchen, das Erna zuvor in ihm gesehen hatte. Vielmehr war Abbi zu einem richtigen Mann geworden, der mit den älteren gegen siebzehn Uhr zum Schoppen ins Gasthaus »Zur Sonne« ging, um dort den Feierabend einzuläuten. Zwar passte dies dem alten Weinberg gar nicht, bei dem sein Sohn in die Lehre ging, doch was sollte er machen. Letztendlich war er heilfroh gewesen, als dieser eines Tages mit den Söhnen des Viehhändlers Josef Holzbach

durch die Wilhelmstraße marschiert kam und gemeinsam als erstes den Schankraum im Hotel »Krone« am Alten Markt aufsuchten.

»Hier hat alles begonnen, Vater. Von hier sind wir in diesen gottverdammten Krieg gezogen. Hierher wollten wir immer wieder zurückkehren«, hielt er seinem Vater entgegen, als er schließlich, wenn auch ordentlich angetrunken, im Haus der Familie Weinbergs, in der Alten Poststraße, eintraf. »Der Kreis hat sich geschlossen! Der Krieg ist aus! Es lebe die Republik!« Mit diesen Worten ließ er sich auf das Sofa fallen und schlief sofort ein.

Ja, und Abbi war als Junge ein guter Schwimmer gewesen, der von ihnen allen am längsten den Atem hatte anhalten können. Doch selbst wenn ihre Mutter heimlich geübt hätte, und davon ging Erna nicht aus, als sie das Wohnzimmer verließ, könnte es ihr niemals gelingen, sie so lange zu täuschen. Enttäuscht ging sie zu Hannah in die Küche, die gerade dabei war, der kleinen Hilde einen Breimehlbrei zu kochen. Auch ihr Vater saß dort am Holztisch. Eine dunkelbraune, steinerne Flasche mit Bügelverschluss stand vor ihm. Erna wusste, den guten Westerwälder Kümmel trank er nur, wenn er zu viel gegessen hatte oder ihm etwas – meist nach der Stadtratssitzung – auf den Magen geschlagen war. »Reine Medizin«, verteidigte er sich dann stets, obgleich er ansonsten nie regelmäßig einen Schluck zu sich nahm. Doch ob ihm heute nicht wohl war, das brauchte Erna nicht zu hinterfragen. Sie schlang ihre Arme von hinten um ihn und drückte ihm sanft einen Kuss in den stets blank rasierten, rautenartig, faltigen Nacken. Ernst überlief ein Schauer, da dies Emilie ebenfalls zu tun pflegte, wenn sie sich abends heimlich in die Küche schlich und ihn aus seinen Stadtratsgedanken zu entführen versuchte. Er drehte sich um und nahm seine Tochter, die er, ob der Ähnlichkeit zu seiner Frau, ganz besonders liebte, auf den Schoß. Wenngleich sie bereits groß war, suchte sie noch immer gerne die körperliche Nähe zu ihrem Vater. Gemeinsam verdrückten beide schweigend ein paar Tränen. Hannah nahm Hilde und ließ die beiden alleine in der Küche zurück.

## 6

Schon früh am nächsten Morgen bevor die ersten Verwandten, Freunde und Bekannten eintreffen sollten, nahm der Witwer gemeinsam mit seinen Kindern Abschied von Frau und Mutter. Er wählte ganz bewusst die Morgenstunden, damit Emil, Frieda und Erna alle Zeit bekämen, die sie benötigen würden. Und das tat allen gut. Gemeinsam standen sie um Emilie herum und betrachteten sie zunächst schweigend. Ihre Haut glänzte leicht, und Frieda verglich sie mit dem Schimmer von Wachs. Hannah hatte Honigkerzen angezündet und mehrere Potpourris mit Rosenblättern, Nelken und auch Lavendel aufgestellt, was den Geruchssinn prophylaktisch ein wenig ablenken sollte. Ansonsten flitzte sie mit einem feuchten Wischmopp durchs Haus, um noch einmal für Sauberkeit zu sorgen. Schließlich würden sich heute eine Menge Leute im Haus einfinden und da sollte ihr niemand etwas bezüglich mangelnder Reinlichkeit nachsagen können.

Nachdem am Nachmittag alle Trauergäste eingetroffen waren und sich von Emilie verabschiedet hatten, bat Ernst die Anwesenden nach draußen. Der Zeitpunkt war gekommen, der Sarg wurde geschlossen und auf den feierlich geschmückten Pritschenwagen verladen. Ruppert Wengenroth hatte hierfür sechs Männer im schwarzen Anzug und mit Zylinder geordert. Das Requiem sollte in der katholischen Kirche Maria Himmelfahrt am Alten Markt stattfinden, im Anschluss die Beisetzung auf dem Kirchhof, der bezeichnenderweise an der Straße mit dem Namen »In der Freiheit« lag.

Ernst und die Kinder standen unmittelbar hinter dem Wagen. Dahinter reihten sich schweigende alle Anverwandten und die restlichen Trauergäste auf. Die kleine Hilde ließen sie bei Hannah, da sie keinen Sinn darin sahen, ein zweieinhalbjähriges Kind in die Kirche und auf den Gottesacker, wie Pfarrer Helder stets zu sagen pflegte, mitzunehmen. Nachdem sich alle hinter dem Sarg parat standen, nahm Hermann die Gäule am Geschirr und führte sie, unter der Begleitung einer einsam aus dem bescheidenen Dachreiter des Gotteshauses klagenden Kirchenglocke zum Alten Markt.

Am Abend, die Trauergäste hatten sich nach dem Leichenschmaus im Hotel »Krone« wieder auf den Heimweg begeben, sammelte Ernst seine Lieben um sich. Gemeinsam saßen sie im Wohnzimmer. Hannah hatte Kerzen angezündet, um damit die andächtige Stimmung zu erhalten. Schnittchen, die sie liebevoll mit Gurkenscheiben und geviertelten Eiern garnierte, standen ebenso dort, wie eine große Kanne frisch gemolkener Milch. Nachdem sie sah, alles schien in Ordnung zu sein, verließ sie diskret und wortlos den Raum.

Ernst sah betreten zu Boden. Er wirkte gebrochen. So hatten ihn seine Kinder noch nie gesehen. Aber mittlerweile waren sie alt genug, um zu erkennen, nicht nur ihnen, sondern auch ihrem Vater war ein ganz besonderer Schicksalsschlag widerfahren. Erna legte ihre Hand auf Ernsts Schulter und streichelte ihn zart. Als sie schließlich mit ihren Fingern an die elastischen Hosenträger kam, ihr Papa hatte sein Sakko bereits im Flur aufgehängt, packte sie diese vorsichtig, um sie sogleich wieder flitzen zu lassen. Ernst musste grinsen und hob langsam seinen Kopf. Er sah, wie tapfer seine beiden Töchter dreinschauten. Auch Emil, der aufrecht, saß wie ein Mann im Ohrensessel, in dem *er* stets seine Abendlektüre zu lesen pflegte. Die drei wirkten so ... erwachsen. Ja, mit einem Mal wurde ihm bewusst, seine Kinder waren, wie man so schön sagte, längst zu Leuten geworden. Nicht mehr lange und sie würden damit beginnen, ihr Leben selbst in die Hand zu nehmen. Für ihn stand fest, hierbei würde er sie nach Leibeskräften unterstützen. *Aber soll aus der kleinen Hilde werden?*

Kaum, dass er sich mit dieser Überlegung beschäftigte, sagte Erna in sanften Tönen, als schien sie seine Gedanken gelesen zu haben: »Wir schaffen das schon, Papa. Ich werde mich mit Hannah um unser Hildchen kümmern.« Ernst umarmte seine zweitälteste Tochter und drückte sie fest an sich. Erna war ein Segen und ein Abbild ihrer Mutter. Nach einem weiteren Moment des Schweigens begann er von den letzten Worten zu erzählen, die Emilie und er kurz vor ihrer Verlegung nach Koblenz miteinander wechselten. Vor allem von den Wünschen und Ratschlägen, die die kranke Mutter ihren Kindern wahrscheinlich am liebsten selbst mit auf den Weg gegeben hätte. Am Ende seiner Worte kniete Frieda sich vor ihren Vater. Emil erhob sich aus dem Sessel und reichte ihm seine Rechte, während Erna ihren Kopf an Ernst schmiegte.

Die Kerze am Wohnzimmerfenster begann zu flackern, und alle wussten, Emilies Seele war noch zugegen. Gewiss wäre sie zufrieden mit diesem Tag und könnte sich nun, frei von jeglicher Not und mütterlicher Gedanken, auf den Weg gen Himmel begeben.